

VORWORT.

EINLEITUNG.

101101

The following is a list of the names of the persons who have been admitted to the membership of the Society since the last meeting. The names are given in the order in which they were admitted, and are followed by the date of their admission. The names are given in full, and are followed by the date of their admission. The names are given in full, and are followed by the date of their admission.

DIE POESIE DER DEUTSCHEN IM ZEITALTER DER HOHENSTAUFEN,
IHR URSPRUNG UND IHRE ENTWICKELUNG.

Das Zeitalter der Hohenstaufen (Gibellinen)* ist das ruhmvollste des Heiligen Deutschen Römischen Reichs. Mitten unter den blutigen Kämpfen, welche dieses edle Geschlecht gegen die Guelfen zu bestehen hatte, sah man, durch seinen mächtigen Schirm und Einfluß, die Wissenschaften, die Dichtkunst und alle Künste sich entwickeln und die Volkseigenthümlichkeit sich ausbilden. Zahlreiche Denkmale bekunden diesen hohen Aufschwung und versetzen uns auf Kampfplätze und an Hofhaltungen, in Feldschlachten und Feste, wo wir immer die Hohenstaufen an der Spitze der Bewegung erblicken, welche die Welt zu gleicher Zeit erschütterte und belebte.

Es war damals die glänzendste Zeit der Kreuzzüge; die weltliche Macht des Kaisers erstreckte sich, wenn auch nicht immer in der That, jedoch dem Namen nach, über das ganze Christliche Europa. Das in der Bildung so weit vorgeschrittene Morgenland theilte die Glut und den Schwung seiner reichen Dichtungen dem Deutschen Volke mit, welches ein frommer Glaube, gleich den Franzosen, zum Grabe des Heilands trieb. Das Oberhaupt der Kirche, die damals ungetheilt Eine war, besaß noch entschiedener eine geistliche Macht, welche der weltlichen Macht des Kaisers das Gleichgewicht hielt, und häufig sie überwog. Kurz, das Zeitalter der Hohenstaufen ist die bedeutendste und glänzendste Erscheinung der Deutschen Geschichte.

Die Dichtungen dieser Zeit lassen sich in drei Abtheilungen bringen: solche, die mit den Altnordischen Heldenliedern gemeinsamen Ursprung haben; dann solche, deren Inhalt und Bildung aus der Romanischen Poesie entlehnt ist; und endlich solche, deren Ursprung, vorherrschendes Gepräge und Geist rein Deutsch sind.

Die ersten sind vorzugsweise episch; sie sind zugleich volksthümlich, aber in jenem weiteren Kreise, welcher die Altnordischen Volksstämme mit umfaßt, und in die grauenvolle Dämmerung der Nordischen Mythologie sich verliert: dahin gehört das Lied der Nibelungen, dem sich andere Gedichte anreihen, von Theodorich (Dietrich, König der Gothen oder Amelungen**), von Hildebrand und anderen Helden dieses Kreises.

Die Gedichte der zweiten Abtheilung sind gemischter Art, jedoch überwiegend in der Romanischen Poesie heimisch; zum Theil ritterliche Umdichtung älterer Heldenfabel, theils ganz aus dem Christlich-ritterlichen Geist entsprungen. Zu diesen gehört das Gralgedicht, der Par-cival nebst den übrigen Rittergedichten Wolframs von Eschenbach; desgleichen der Tristan Gottfrieds von Stralsburg.

* Von Konrad bis auf Konradin, 1138—1268.

** So genannt von Amal, dem Stammvater des Ostgothischen Königsgeschlechtes. Die Amelungen sind in diesen Gedichten die Gegner der Nibelungen.

MÜNCHEN.

Die dritte Abtheilung erscheint ohne solche Mischung mit ihrer ganzen volkstümlichen Reinheit in den lyrischen, vor allen auch vaterländischen Gedichten Walthers von der Vogelweide, als der unmittelbarste und eigenthümlichste Ausdruck des Zeitalters der Hohenstaufen, dem überhaupt die lyrische Dichtung am eigensten angehört, und nur ausnahmsweise, bei gemeinsamen Formen, auch im Inhalt der Romanischen Poesie verwandt ist.

Versucht man es, den Spuren der Fortpflanzung und wahrscheinlichen Veränderungen nachzugehen, welche die ältesten Überlieferungen erfahren haben, bevor sie zu dem großen Heldengedichte von den Nibelungen ausgebildet worden, so liest man, daß Karl der Große, der Gesang und Dichtkunst liebte, die Heldenlieder der ältesten Zeiten sammelte, um sie der Nachwelt zu überliefern, welche Sammlung gleichwohl nicht mehr vorhanden ist *; man sieht ferner, daß der St. Gallische Mönch Eckhard (978) ein Lateinisches Gedicht aus dem Sagenkreise des Nibelungenliedes verfaßte, welches sich auf den Inhalt desselben bezieht; man findet dann, daß der Bischof Pilgerin von Passau (991) durch seinen Schreiber (gelehrten Kanzler) Konrad aus mündlichen Überlieferungen den furchtbaren Untergang der Nibelungen (der Nibelungen Noth) Lateinisch niederschreiben und zu einem Geschichtsbuche verfassen ließ; endlich ist Eckhards Gedicht im elften Jahrhundert zur Legende des Klosters Novalesse (am Mont Cenis) und von dem Posenschen Bischof Bogufal (1253) zur Slavischen Geschichtssage in Lateinischer Prosa verarbeitet worden.

Es wäre mehr als schwierig, zu bestimmen, in welchem Verhältnis alle diese Erneuerungen auf die Gestaltung des uns vorliegenden Nibelungengedichts eingewirkt haben, und in welchem Maße das vollendete Werk von den Vorarbeiten, aus denen es hervorgegangen ist, absteht: jedoch so viel ist geschichtlich zu erkennen, daß die Litteratur und Poesie des glänzenden Zeitalters der Hohenstaufen großentheils entsprungen ist aus den Überlieferungen von der Heldenzeit der Völkerwanderung, der Burgunden (Nibelungen), Attila's (Etzels) und der Gothen (Amelungen), und mit den Eddaliedern und Skaldengesängen ** des Nordens zu noch höheren Urquellen aufsteigt; und nicht minder gewiß ist, daß die neuere Kunst zu München vor allen unter dem Einflusse der Verehrung des angestammten Uralterthums und ruhmvoller Erinnerungen der heimischen Vorzeit gedeiht, welche das Herz des Königs beseelt, und die er so mächtig den Künstlern mitzutheilen weiß.

Siegfried und Chriemhild und die Grundzüge der gesammten Nibelungensage gehören einer über alle Germanische Geschichte hinausliegenden Zeit an, ja berühren die Urgeschichte des Menschengeschlechts. Dieselbe Kraft, mit einem noch größeren Maße des Grauensvollen, und zugleich in Verbindung mit einer eigenthümlich ausgestalteten Mythologie, findet man in den Altnordischen Liedern desselben Inhaltes wieder. Alle diese Gedichte sind Heldengedichte und volkstümlich, aber, wie gesagt, in jener umfassenderen Weise, welche ich Urvolksthum nennen möchte.

Die nach Romanischen Vorbildern verfaßten Gedichte sind davon sehr verschieden, haben ein völlig ritterliches und religiöses Gepräge. Sie schöpfen aus allerlei Quellen; in ihnen mischt die Fabel sich mit der Geschichte, das Morgenland und Alterthum mit dem kreuzfah-

* Das Hildebrandslied in Allitterationsversen ist allein aus dieser Zeit noch übrig, und könnte, wenn auch nicht unmittelbar, zu der Karolingischen Sammlung gehört haben.

** Die Altnordischen Könige und Helden waren oft zugleich selber Dichter, Skalden; so wie diese, an den Höfen der Fürsten, zugleich ihre Geschichtschreiber waren, ihr Gedächtnis in Liedern erhielten, deshalb ihren Herrn in die Schlacht begleiteten, und es für Schmach achteten, ihn zu überleben.

EINLEITUNG.

renden Ritterthume, die Zauberei mit den Wundern der Legende und des Christenthums: dies ist es, was das Gralgedicht, den Parcival und Titarel unterscheidet.

Die Quelle der Nibelungen ist in den Sagen und Liedern zu suchen, welche in dem Feldlager, auf den Jagden in den Urwäldern, an dem gastlichen oder häuslichen Heerd entstanden sind; gleichen Ursprung haben auch die Nordischen Lieder, welche mit den Deutschen stammverwandt sind *. Auf den Grund solcher und mannigfaltiger nachfolgender, sowohl schriftlicher als mündlicher Vorarbeiten und Verbindungen dieser wunderbarerweise durch alle Wirren und weltgeschichtlichen Wandlungen seit der Völkerwanderung lebendig gebliebenen Dichtung hat der letzte Nibelungendichter sein großartiges, unsterbliches Werk gebildet. Es verhält sich mit dem Nibelungenliede, wie mit der Iliade: es ist nur Ein Dichter desselben anzunehmen. Sein Homer soll, nach einer ziemlich verbreiteten, aber wenig begründeten Meinung, Heinrich von Ofterdingen sein.

Es ist schon oben bemerkt, daß „das Nordische Heldengedicht von Sigurd mit dem Deutschen Heldengedichte von den Nibelungen aus gemeinsamer Überlieferung hervorgeht und dieselben Grundzüge darstellt“. Wir sehen ferner, daß „in einem wie in dem andern, die Söhne des Nordens das Gepräge ihrer wilden Leidenschaften, den Knauf ihrer eisernen Schwerter abgedrückt haben. In einem wie in dem andern erscheint derselbe Held, dieselbe stürmische Tapferkeit. Derselbe Geist der Rache durchzuckt wie ein unheimliches Wetterleuchten das ganze Trauerspiel, es waltet darin dasselbe blutdürstige Grauen. Alle Hauptgestalten finden sich ebenso in beiden Gedichten wieder, die bedeutendsten Auftritte wiederholen sich in beiden. Nur einige Namen und Thaten sind verändert***. Vielleicht auch haben die Nordischen Skalden diese Überlieferungen aus Deutschland entlehnt; vielleicht gewähren sie noch ein Bild der Volkslieder, welche Karl der Große sammeln ließ, und wir nicht mehr haben. Das Nibelungenlied wurde, wie wir gesehen haben, nach alten Gedichten geschrieben, von welchen sich bisher noch kein Überbleibsel gefunden hat. So wie es uns gegenwärtig vorliegt, ist es aus dem zwölften Jahrhundert. Das Nordische Heldengedicht ist viel älter; es ist auch viel rauher, härter und gewaltiger. Im Nibelungenliede waltet schon eine gewisse Kunst der Darstellung und Ausführung; in den Sigurdsliedern herrscht dagegen eine freie, zügellose Begeisterung****.“ Das Nibelungenlied unterscheidet sich von der Altnordischen Dichtung auch noch darin, daß diese, in den Eddaliedern und den dazu gehörigen Saga's, die Haupthelden von den Göttern abstammen, und die Götter einschreiten läßt; während das Deutsche Gedicht, obgleich noch der Geist der einst gemeinsamen Nordischen Götterlehre darin wehet, diese jedoch als solche, mit Gestalt und Namen, gänzlich hat fallen lassen. In Hinsicht der äußern Darstellung bewahren die Nordischen Lieder auch noch die einst

* In den alten Heldenliedern erscheinen die Deutschen und Nordischen Stämme Eins, wie ihre Sprache; gegenwärtig halten diese Völker sich für verschieden, sind sich nicht so geneigt und politisch einig, wie sie sein sollten, und ihr gemeinschaftlicher Vortheil erforderte. Zu dieser Bemerkung anlaßt mich die politische Stellung, welche Dänemark gegenwärtig Deutschland gegenüber einnimmt.

** „Aus derselben Überlieferung stammen die Volsunga-Saga und die Wilkina- und Niflunga-Saga;“ welche letzte im 13ten Jahrhundert aus Deutschen Liedern und Sagen im Norden verfaßt worden, und ebenso die große Wilkina-Saga beschließt, wie das Nibelungenlied den Schluß des Deutschen Heldenbuchs macht.

*** *Lettres sur l'Islande, par X. Marmier. 1837. p. 217—218.*

**** Ebendasselbst, p. 218—219.

MÜNCHEN.

allgemein Germanischen Allitterationsstanzen; dagegen das Deutsche Gedicht in Reimstanzen sich der Romanischen Aventure annähert; und obgleich diese nur die Muse des eigentlichen Ritterthums, die ursprünglich volksmäßige Stanze oder Liedweise aber den Romanischen Rittergedichten völlig fremd ist (die einzige Ausnahme, Eschenbachs Titarel, gehört sicherlich nur dem Deutschen Dichter an), so ist doch wohl zu beachten, daß die alten Nibelungenhelden uns nur als Christliche Ritter vorgeführt werden, und daß überhaupt die ganze Darstellung jener Zeit, in welcher sie geschichtlich zuerst beruht, entrückt, und in die Zeit des letzten Dichters verpflanzt ist.

Aber woher kömmt nun der Name der Nibelungen? — Den Stammbaum der Nibelungen liefern uns die Nordischen Urkunden. Hienach sind Günther, Hagen und Chriemhild Kinder des Königs Nefil (Althochdeutsch *nebul*, *nebil*, Nebel), der, laut der Norwegischen Urgeschichte, von den Elementargöttern abstammt, wie Siegfried von Odin (Wodan), und nach ihm heißen seine Abkömmlinge Niflungen, Nibelungen. In der Deutschen Darstellung sind die Nibelungen, von Günther und seinem Geschlechte getrennt, der Norwegische Königsstamm, welchen Siegfried besiegt; nach Siegfrieds Tode aber kömmt der Nibelungenname mit dem Norwegischen Wunderschatze und dessen Hütern (Nibelungen-Hort) wieder an Günther und die Seinen, und diese werden fortan auch wieder Nibelungen genannt, nachdem sie bis dahin nur Burgunden hießen, deren Untergang durch Attila * auch die Geschichte kennt. Nach einer höheren Deutung sind die Niflungen, Nibelungen, mit ihrem Wunderhorte, ursprünglich aus Nifheim, der Nordischen Nacht- und Nebelwelt (Nebelheim), der ersten und letzten der neun Welten, welche den Urborn der Schöpfung verhüllt, die daraus hervortritt und darin verdimmert.

Fassen wir nochmals alles kurz zusammen, so ergibt sich:

Das Nibelungenlied ist um das Jahr 1200 in der gegenwärtigen Gestalt verfaßt, aber man kennt nicht mit Sicherheit den Dichter; vermuthlich umfaßte die Sammlung Karls des Großen vornämlich auch Heldenlieder dieses Inhaltes; gewiß und auffallend ist die Übereinstimmung des Nibelungenliedes mit den Heldenliedern der Edda **.

Die Dichtungen Wolframs von Eschenbach, namentlich Parival, sind von der Provenzalisch-romanischen Muse eingegeben.

Walther ist wesentlich Deutsch und gehört ganz seiner Zeit an.

Alle diese Dichtungen stehen in inniger Beziehung auf einander, und das Zeitalter der Hohenstaufen vereinigt sie sämmtlich.

* Im Nibelungenliede und überhaupt Altddeutsch Etzel genannt. In der Nordischen Dichtung heißt er Atli und ist ein Verwandter der Niflungen, vom Stamme der Buthlungen; wie auch das Nibelungenlied Etzeln Botelungs Sohn nennt.

** *Edda* heißt die Sammlung Sämunds im 11ten Jahrhundert, welche, nächst den eigentlichen Götterliedern, allein dieses Nibelungenepos in einer großen Reihe von Heldenliedern enthält. Der Name *Edda* bedeutet Großmutter, als der lebendige Mund uralter Sage (*Saga*) und Lieder von Helden und Göttern, deren Verehrung noch (bis zum Jahr 1000) die Großmutter des Sammlers erleben konnte. — Marmier (p. 196.) möchte *Edda* von *Odda* herleiten, dem einsamen Wohnsitze des weit umher, auch in Deutschland, gereisten Priesters Sämund, welcher sich den Beinamen des Weisen (*Fróda*) erwarb: aber *Odda* bedeutet im Isländischen, d. i. Altnordischen, die Spitze, Landzunge, auf welcher der Ort liegt, und an Einöde ist dabei auch nicht zu denken, weil diese *eydi* heißt.

I.

DER NIBELUNGEN LIED.

„Es ist die allergröste Geschicht,
Die je zur Welt geschah.“

ERSTER GESANG.

In Burgundenland am Rheine herrschte König Dankrat: der hatte mit seiner Gemahlin Ute drei Söhne und eine Tochter. Die Söhne Günther, Gernot und Giselher, das Kind genannt, besorgten nach ihres Vaters Tode das Reich gemeinsam; doch war Günther der oberste der drei Könige: bei ihnen in ihrer Königsburg zu Worms wohnte ihre Mutter Ute und ihre Schwester Chriemhild.

Sie hatten viele mächtige Verwandten und Vasallen *, eine stolze Ritterschaft und eine prächtige Hofhaltung: bei ihnen waren die edelsten Fürsten und Helden ** des Landes, welche die höchsten Hofämter verwalteten.

Hagen von Troneck (bei Trier), ein naher Blutsfreund der Könige, war der erste und gewaltigste. Er war, als der Heunenkönig Etzel den Vater Günthers besiegte, jenem für das Land zu Geisel gegeben, und nach manchen Kämpfen in Heunenland für Etzeln, wieder heimgesandt: daher kannte er weit und breit alle Reiche, Könige und Helden. Er hatte selber Land und Leute, war aber zunächst Günthers Lehnsman, und Hof- und Schaarmeister, das Haupt der Ritterschaft und der Ritterspiele und Feldherr des Heeres.

Sein Bruder Dankwart, zunächst Giselhers Lehnsman, war Marschalk über Rosse *** und Knechte, ihr Pfleger im Frieden und Führer im Kriege.

Ortwin von Metz, Hagens Schwestersohn, war Truchsefs, und setzte wirklich die Truhen oder Schüsseln auf des Königs Tisch.

Die beiden Markgrafen, Hüter der Marken, der Gränzen von Burgundenland, und vornämlich zu Botschaften dienend, waren:

Gero, auch ein Verwandter der Könige, und Eckewart, der treue: beide, vorzüglich der letzte, Chriemhilden zugethan.

Volker von Alzei (bei Worms), genannt der Fiedler und Spielmann der Könige, weil er

* Mäge und Mannen.

** Recken.

*** Mähren, den Marstall.

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

seine Geige überall mit sich (im Schilde) führte, spielte und dazu sang; er war ein edler Freiherr, und des Heeres Bannerführer.

Rumold war Küchenmeister.

Sindold war Schenke.

Hunold, zunächst Gernots Dienstmann, war Kämmerer: er sorgte für die innere Ordnung des Palastes und die Verwahrung der Habe darin.

Diese neun Dienstmannen der drei Könige bildeten mit ihnen zugleich einen Kreis der zwölf tapfersten Helden, welche sich in vielen Ritter- und Heerfahrten hervorthaten, vor allen im Heunenlande.

Chriemhild, die schönste königliche Jungfrau, hatte einen ängstlichen Traum, wie zweien Adler ihr einen schönen Falken erwürgten. Die Mutter Ute deutete ihm auf ihren künftigen Mann. Da gelobte Chriemhild, nimmer einen Mann zu nehmen, und verschmähte hochmüthig alle Freier, deren so viele und edle kamen, um sie zu werben.

ZWEITER GESANG.

Da wohnte in Niederlanden, zu Xanten am Rheine, ein reicher König, der hieß Siegmund. Seine Gemahlin war Siegelinde, und ihr beider Sohn Siegfried, der schönste, stärkste und berühmteste aller Helden, von welchem unzählige Wunder immerdar gesagt und gesungen werden. Er wurde von Mutter und Vater zärtlich und sorgfältig erzogen, war als Knabe schon Aller, zumal der Frauen, Liebling und Augenweide, und wurde von erfahrenen Männern in allen ritterlichen und königlichen Dingen unterwiesen.

Als er erwachsen war, stellte sein Vater Siegmund zu Xanten ein glänzendes Fest an, und am Sonnenwendetage empfing Siegfried mit 400 Edelknaben das Ritterschwert, wurde feierlich zum Ritter geschlagen und in der Kirche geweiht. Das Fest währte sieben Tage, mit vielen Ritterspielen und großer Milde gegen die „fahrenden Leute,“ Fiedler, Sänger und Spielleute, welche fröhlich dazu aufspielten, sangen und sagten. Siegfried belehnte da seine jungen Schwertgenossen, wie sein Vater vormals ebenso gethan hatte. Alle Landherren verlangten ihn nun zum König: er aber wollte die Krone nicht tragen, so lange sein Vater und Mutter noch lebte. Er war gleichwohl der gewaltigste im Reiche und weit umher in allen Landen, welche er auf Abenteuer und Ritterfahrten siegreich durchzog.

DRITTER GESANG.

Da hörte er daheim von der wunderschönen Chriemhild, der stolzen Königstochter zu Worms, wie sie alle edlen Freier, deren so viele dahin zogen, verschmähte. Auch er wollte um sie werben: sein Vater und alle Freunde widerriethen es und warnten ihn vor den hochfahrenden Burgunden, insonderheit vor Hagen; er sollte ein Heer mit dahin führen. Siegfried aber wollte allein mit zwölf Helden auch dies Abenteuer bestehen, und ritt so, prächtig angethan, nach Worms.

Keiner kannte ihn dort, als er am siebenten Tage auf dem Hofe vor der Königsburg erschien: Hagen ward gerufen, schaute durch das Fenster hinab, und verkündigte sogleich, dafs

NIBELUNGEN.

es Siegfried wäre, obgleich er ihn nie gesehen hatte. Zugleich erzählte er von den Wunderthaten desselben:

„Siegfried ritt einst allein an einem Berge vorüber, aus welchem des Königs Nibelung Söhne, Nibelung und Schilbung, ihres verstorbenen Vaters Schatz * hervortragen ließen, um ihr Erbe zu theilen. Sie gaben Siegfrieden ihres Vaters Schwert Balmung, daß er die Theilung ausrichten sollte. Siegfried aber konnte die zornmüthigen Brüder nicht befriedigen, und mußte selber mit ihnen streiten: er erschlug ihre zwölf Riesen und sie selber mit ihres Vaters Schwert, und bezwang siebenhundert Recken von Nibelungenland oder Norwegen, welches ihm damit unterthan ward. Zuvor mußte er aber noch mit dem starken Zwerg Alberich kämpfen, welcher den Hort hütete, und seine Herren rächen wollte. Alberich schlug mächtig mit seiner goldenen Geißel, an welcher sieben schwere goldene Knäufe hingen, auf Siegfrieden; der aber ergriff ihn bei seinem langen greisen Barte, und bezwang ihn sammt seinem ganzen Zwergenheere. Er gewann von ihm den unsichtbar machenden und zwölf Mannesstärke verleihenden Mantel, Helkappe ** oder Tarnhaut *** genannt, und ward dadurch der Herr des Hortes. Dieser war so wunderbar, wie viel man immer davon nahm, doch wurde er nicht vermindert; und dabei lag eine goldene Wünschelruthe, welche Gewalt gab über jeglichen Mann.“

„Siegfried liefs den Hort dort in dem Berge, und Alberich mußte ihm als Kämmerer desselben Diensttreue schwören.“

„Auch erschlug Siegfried einst einen Lindwurm ****, badete sich in dem Blute desselben, und dadurch ward seine Haut hörnen *****, so daß er unverwundbar ist.“

Darum rieth Hagen, ihn höflich zu empfangen, den gewifs etwas Wichtiges herführe.

Siegfried stieg ab, befahl aber, die Rosse nicht in den Stall zu führen, weil er bald wieder wegreiten wollte. Er trat in den Königssaal, und begann seine Werbung damit, daß er Günthern, von dessen Tapferkeit er gehört habe, zum Zweikampfe herausforderte um ihr beider Land und Erbe. Günther war bereit dazu: aber Hagen und Gernot redeten zu Frieden und Freundschaft. Das verdrofs Ortwinen, und er rief nach den Schwertern: Siegfried verschmähte ihn, weil er kein König, sondern nur Dienstmann, dergleichen zwölf sich nicht mit ihm messen dürften. Gernot und Hagen, den Siegfried auch noch namentlich ausfordert, beschwichtigen: und Siegfried gedenkt nun endlich auch an die schöne Jungfrau, um die er eigentlich gekommen war. Giselher liefs ihn freundlich willkommen, und zum Grufse wurde ihm des Königs Wein † geschenkt, und ihm höflich erboten, über alles zu schalten.

So blieb Siegfried freundlich und hoch geehrt dort: er vergnügte sich mit den Recken in allerlei Ritterspielen, Steinwerfen, Speerschießen und dergleichen, und in allen trug er den Preis davon.

* Hort.

** *Hel* hat Beziehung auf die Nordische Höllengöttin *Hel* in *Nifhel*, *Nifheim*. Kappe ist noch für Mantel gebräuchlich, wie Spanisch *capa*.

*** Vom alten *tarnen*, verbergen. Es war aber, laut der Nordischen Sage von Siegfried, ursprünglich eine Haut.

**** Drachen.

***** Gehört heißt er im Volksbuche, dessen Bilder ihn misverständlich auch mit Hörnern darstellen.

† Natürlich Liebfrauenmilch.

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

Da sah ihn Chriemhild durch die Fenster auf dem Hofe, und von Stund' an liebte sie den schönen Helden, welcher die Niegesehene nicht minder liebte, aber nicht wußte, ob und wann er sie sehen würde, und daß sie ihn so oft mit Freuden schaute. So weilte er dort ein ganzes Jahr, ohne sie zu sehen, und wenn die Könige als Richter im Lande umherritten, begleitete er sie.

VIERTER GESANG.

Zu der Zeit sandten die Könige, Leudeger von Sachsenland und sein Bruder Leudegast von Dänemark, nach Worms, und ließen Günthern binnen 12 Wochen Fehde ansagen. Günther berieth sich mit Hagen und Gernot darüber: und weil die Zeit so kurz wäre, rieth Hagen, es Siegfried zu sagen. Siegfried übernahm freudig die Fehde, und verlangte dazu nur 1000 Mann mit Hagen, Ortwin, Dankwart, Rumold und Volker, welcher die Fahne führen sollte. Hagen besandte seine Recken und war Schaarmeister des Heeres. So zogen sie durch Hessen und kamen in Sachsenland, wo sie mit Brand und Raub wüseten. Dankwarten und Ortwinen ward die Nachhut, und Hagen und Gernoten das Heer selber befohlen, und Siegfried ritt allein auf Kundschaft gegen die Feinde, welche mehr als 40,000 Mann stark auf dem Felde gelagert waren. Siegfried freute sich ihrer Menge. König Leudegast ritt ebenso allein auf Kundschaft. Beide rannten gegen einander, zerstachen die Speere, lenkten die Rosse um, und fochten dann mit dem Schwerte. Siegfrieds Hand gewann den Sieg, und Leudegast ergab sich ihm gefangen. Dreißig Ritter, die ihn befreien wollten, erschlug Siegfried, bis auf einen, der blutig die Botschaft brachte. Nun rückten die Heere gegen einander. Die Burgunden „löschten den Glanz der Helme im Blute.“ Die Dänen und Sachsen, mit ihren scharfen Schwertern*, wehrten sich ritterlich. Siegfried mit seinen Recken aber war überall zuvorderst, und „hieb den blutigen Bach aus den Helmen.“ Er drang drei Mal durch die Feinde hin und zurück, und fand den König Leudeger, der so kräftig schlug, daß Siegfrieds Rofs strauchelte. Beide sprangen ab und fochten zu Fuß. Leudeger erkannte jetzo Siegfrieden an der Krone auf dem Schilde, und rief seinem Heere zu, vom Streite abzustehen; er ließ die Sturmflagge sinken, und bat um Frieden. Er ward auch gefangen und 500 Mann mit ihm. So sieghaft zogen die Burgunden heim, ihre Waffen wurden auf Saumrosse gelegt und Boten vorausgesandt.

Chriemhild hieß einen der Boten heimlich zu ihr kommen und fragte nach ihrem Bruder. Der Bote erzählte, wie herrlich Gernot und seine Helden gefochten, und wie vor allen Siegfried den glänzenden Sieg errungen habe. Sie freute sich, hoch erröthend, vor allen des Geliebten, aber auch ihrer Freunde, und beschenkte den Boten reichlich.

Freudig und ehrenvoll wurden die Sieger zu Worms empfangen. Die gefangenen Könige blieben, auf ihr Wort, ohne Haft. Die blutigen Waffen der Gefallenen wurden vor den Frauen verborgen, und der Verwundeten, Feinde wie Freunde, sorgsam gepflegt. Zur Feier des Sieges ward über 6 Wochen ein Fest angesagt, damit auch die Genesenden daran Theil nehmen könnten.

Siegfried wollte nun heim, aber Günther bat ihn freundlich, noch zu bleiben, und um Chriemhilden that er's gerne.

* Altddeutsch *sahs*, daher Sachsen.

NIBELUNGEN.

Chriemhild bereitete sich und ihre Frauen, und Ute das ganze Hofgesinde prächtig zu dem Feste.

FÜNFTER GESANG.

Zu Pfingsten waren 32 Fürsten und 5000 Mannen herrlich zu Worms versammelt. Günther wußte wohl, daß Siegfried seine Schwester liebte, und Gernot rieth, zur Freude Aller, auch die Frauen bei dem Fest erscheinen zu lassen; denn:

„Was wäre Mannes Wonne, deß freute sich sein Leib,
Thäten's nicht schöne Frauen und herrliche Weib?“

Frau Ute ging also mit ihrer schönen Tochter und ihren Frauen und Jungfrauen festlich geschmückt aus dem Frauenzimmer hervor: Edelsteine und rosenrothe Wangen leuchteten gegen einander, und Chriemhild stand vor ihren Frauen, „wie der Mond vor den Sternen,“ und Siegfrieden erschien sie, „wie das Morgenroth aus trüben Wolken.“ Er verzagte nun aber, je die Holdselige zu erwerben: jedoch wollte er lieber todt sein, als ferne von ihr. In diesen wechselnden Gedanken, bald bleich und bald roth, stand er da, „wie ein minnigliches Bild.“

Auf Gernots Rath ward Siegfrieden jetzo der erste Gruß und Kufs der schönen Chriemhild gethan. Beide offenbarten bald ihre Liebe in Blicken, Gebärden und Worten. Siegfried ging mit ihr Hand in Hand, und „nimmer konnte zur Maienzeit und in den Sommertagen seine Wonne so groß sein.“ Viele wünschten sich an seine Stelle. Alle schauten nur auf Beide, das schönste Paar; und der Dänenkönig erkannte wohl, was ihn besiegt hatte. Sie gingen zum Münster, aber kaum konnte Siegfried das Ende des Gottesdienstes erwarten, bis er wieder zu Chriemhilden käme; nun erst dankte sie ihm minniglich für den Beistand ihrer Brüder, und er weihete sich ritterlich immerdar ihrem Dienste. So währte das Fest zwölf Tage lang, mit allerlei Ritterspielen und großer Lust.

Die Könige von Sachsen und Dänemark boten 500 mit Gold beladene Saumrosse zum Lösegelde. Nach Siegfrieds Rath aber wurden sie frei und ledig entlassen, nur mit dem Angehörnis und Handschlage des Friedens. Günther und Gernot ließen nun ihren Schatz in Schilden hervortragen, und beschenkten Alle reichlich, so daß sie freudig von himen zogen. Siegfried wollte nun auch heimreiten, aber Giselher bat ihn, noch zu bleiben; man werde ihn fortan auch die schönen Frauen sehen lassen. So blieb er gerne dort, und sah nun täglich die schöne Chriemhild, bei mancherlei Kurzweil, und fühlte nur die süße Noth der Minne.

SECHSTER GESANG.

Da kam abermals neue Mähre nach Worms von einer wunderschönen und streitbaren Königin, Brunhild von Island. Sie schoß den Gehr*, warf den Stein und sprang darnach, und wer um sie warb, mußte sie in diesen drei Spielen besiegen, oder das Haupt verlieren. Vielen war solches schon geschehen: dennoch wollte Günther das Abenteuer bestehen. Siegfried widerrieth es: er kenne die furchtbare Königin. Günther aber beharrte, und Hagen rieth,

* Starker Speer, noch gebräuchlich.

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

Siegfrieden zum Gefährten zu nehmen. Siegfried willigte ein, wenn er Chriemhilden dafür erhielt. Günther versprach es, und sie beschwuren es. Günther wollte mit Heereskraft hinfahren, Siegfried aber versicherte, die wäre doch gegen Brunhild verloren, und sie nur in ritterlicher Weise zu gewinnen. Er wählte zu ihnen beiden noch Hagen und Dankwarden; tausend Andere dürften sie Viere nicht bestehen; jedoch bedürften sie zur Hofreise prächtiger Kleider.

Günther ging mit Siegfrieden zu Chriemhilden, und bat für sich und seine Gefährten um Hofkleider, zu vier Tagen je drei Kleider (zum Wechseln und Verschenken) für jeden. Willig bereitete Chriemhild, mit 30 Frauen, sie binnen 7 Wochen, aus Seidenstoffen und Gestein des Morgenlandes mit köstlichem Pelzwerke.

Traurig und ahnungsvoll bat sie, noch von der gefährlichen Reise abzustehen; die vier Recken aber brachten ihre Rüstung und Rosse in das Schiff, das mit reicher Speise und dem besten Rheinischen Weine versorgt ward, stiegen hochgemuth ein, stießen selber mit Rudern vom Lande, und fuhren mit gutem Winde noch vor Nacht 20 Meilen den Rhein hinab in die See. Siegfried, der die Wasserstraßen kannte, war Steuermann; und am zwölften Morgen ersahen sie Island mit vielen hohen Burgen. Siegfried beredete sich mit den Anderen, daß sie ihn auch nur für Günthers Diestmann ausgeben sollten.

SIEBENTER GESANG.

Sie hielten vor der Veste Isenstein, aus welcher Brunhild mit ihren Frauen herabschaute, und Günther erkannte und erwählte unter ihnen alsbald Brunhilden. Diese befahl ihren Frauen, nicht länger zur Schau zu stehen; nun aber schauten sie aus den engen Fenstern, ungesehen, auf die Gäste.

Die Helden stiegen aus, und Siegfried zog Günthers Rofs auf den Sand, und hielt ihm Zaum und Stegereif*. Dann zog er auch das seine heraus und saß auf. Beide Rosse, prächtig geschmückt, mit goldenen Schellen am Brustriem**, waren schneeblick, und ebenso war das Gewand der beiden Ritter, mit Schild, Speer und Schwert. Hagen und Dankward dagegen, in rabenschwarzen Trachten, ritten auf Rappen einher. Sechs und achtzig Thürme, drei Paläste und ein Saal von grünem Marmor standen in der Burg, die weit aufgethan war. Die Recken ritten hinein und wurden höflich empfangen, ihnen Schilde und Rosse abgenommen und auch ihre Panzerhemden*** und Schwerter gefordert. Hagen weigerte sich, aber Siegfried sagte, das wäre hier Hofsitte.

Es ward Brunhilden gemeldet, und einer ihres Hofgesindes erkannte Siegfrieden, und schilderte ihr die übrigen, insonderheit Hagen mit seinem grimmen Antlitz und jähnen Blicken. Prächtig angethan trat nun die stolze Brunhild, sammt 100 Frauen und 500 Recken mit gezückten Schwertern, in den Saal, begrüßte Siegfrieden, und fragte, weshalb er gekommen wäre. Siegfried lehnte den ersten Grufs ab, welcher seinem Herrn, dem Könige Günther vom Rheine, gebühre, der um ihre Minne werbe, und ihm geboten habe, mitzufahren. Brunhild drohte, wenn Günther die drei Spiele nicht gewönne, ihnen allen an das Leben.

* Steigbügel.

** Fürbug.

*** Ringpanzer, *cotte de maille*.

NIBELUNGEN.

Sie waffnete sich alsbald, legte ein goldiges Panzerhemde an und darüber einen seidenen Waffenrock, der noch nie versehrt war. Ihren Schild, drei Spannen dick, trugen kaum vier, ihren Gehr kaum drei, und den Wurfstein kaum zwölf Männer daher. Günther wünschte sich nach Hause, und wollte gern ihrer Minne entbehren, und Hagen rief, das wäre wohl eine Braut für den Teufel in der Hölle, verlangte jedoch nur mit Dankwart nach seinem Schwerte. Brunhild, lächelnd, liefs sie ihnen wiedergeben.

Siegfried war unterdessen zu dem Schiffe gegangen, hatte dort seine Tarnkappe angezogen, und kam so unsichtbar auf den Kampfplatz, welchen 700 Recken mit gezogenen Schwertern als Kampfrichter umringten. Er trat zu Günthern, ermuthigte ihn heimlich, und hiefs ihn die Gebärde machen, die Werke wolle er für ihn thun. Er nahm den Schild, und Brunhild schofs nun so gewaltig darauf, dafs der Gehr hindurch bis auf den Harnisch drang, und beide Männer stürzten. Siegfrieden brach das Blut aus dem Munde: doch sprang er bald wieder auf, ergriff den Gehr, kehrte aber die Spitze nach hinten, und schofs mit der Stange auf Brunhilden, dafs ihre Rüstung laut erklang und sie niederstürzte. Sie raffte sich wieder auf, dankte für den Schufs, und ergriff nun den Stein; sie schleuderte ihn zwölf Klafter weit und mafs darauf den Wurf mit Einem Sprunge. Siegfried mit Günther nahm aber den Stein, warf ihn noch weiter, und sprang auch weiter, Günthern mit sich fortschwingend. Da ward Brunhild roth vor Zorn: doch mußte sie sich und ihr Land Günthern übergeben. Ihre Recken legten die Schwerter nieder und huldigten ihm; Hagen und Dankwart freuten sich, und Alle gingen fröhlich in den Palast.

Siegfried trug seine Tarnkappe wieder in das Schiff, kam dann in die Burg, und fragte, ob die Spiele nicht bald angehen sollten. Brunhild wunderte sich, und Hagen sagte ihr, Siegfried wäre unterdessen beim Schiffe geblieben.

Der Sieger wollte nun Brunhilden heimführen. Brunhild aber wollte zuvor alle ihre Mage und Mannen besenden, und einen Landpfleger ernennen. So kamen nun täglich mehr und mehr Recken nach Isenstein, so dafs Hagen deshalb in Sorgen stand. Siegfried aber versprach, bald 1000 Helden zu Hülfe zu holen.

ACHTER GESANG.

Er zog seine Tarnkappe wieder an, trat in das Schifflin, und führte unsichtbar es von hinten, so dafs Alle wähten, es wehe der Wind hinweg. Binnen Tag und Nacht kam Siegfried hundert Raste fern an sein Nibelungenland*, wo er den großen Hort besafs. Er band sein Schiff fest, und ging zu seiner Burg auf dem Berge, pochte an das Thor, und forderte, mit verstellter Stimme, drohend Einlaß. Drinnen wachte ein Riese, stets gerüstet, der sprang mit seiner Eisenstange hervor, und schlug so kräftig auf Siegfrieds Schild, dafs es ihn von seinem Pförtner freute: doch bezwang er ihn und band ihn. Das Kampfgetöse erscholl so laut durch den Berg, dafs der Zwerg Alberich in Helm und Harnisch hervortief, und mit seiner goldenen Geißel Siegfrieds Schild zerschlug. Siegfried aber ergriff ihn bei dem langen greisen Barte, und zwang und band ihn, wie den Riesen. Alberich versprach, ihm zu dienen, wenn er nicht schon Siegfrieden geschworen hätte. Da gab Siegfried sich zu erkennen, und Alberich freute sich eines solchen Herrn, der mit Recht Landesherr sei. Siegfried hiefs Alberichen

* Norwegen.

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

tausend der besten Nibelungen bringen. Alberich weckte sie, und sie kamen alsbald in den kerzenhellen Saal, und grüßten ihren Herrn. Aus drei Tausenden wählte er tausend, die prächtig gerüstet, sammt ihren Rossen, mit ihm dahin schiffen.

Man sah zu Isenstein ihre weisen Segel, und Günther sagte, es wären seine Gefährten, die er in der Nähe gelassen habe. Siegfried stand herrlich vorn im Schiffe, und ward von Brunhilden ehrenvoll empfangen. Jetzt drängten sich dort die vielen Ritterschaaren.

Brunhild wollte vor der Abfahrt noch ihre Schätze austeilen. Dankwart erbot sich zum Kämmerer, und spendete ihr Gold und Gewand so freigebig, daß sie um Einhalt bat, um noch etwas zu Geschenken mit nach Worms zu bringen. Sie befahl ihrem Mutterbruder das Land, an Günthers Statt, und fuhr sammt 1000 Recken und 100 Frauen mit Günthern von dannen. Doch versagte sie ihm noch die Minne auf der Fahrt.

NEUNTER GESANG.

Am neunten Tage wollte Günther Hagen mit der Botschaft voraussenden: Hagen entschuldigte sich aber, er wäre kein guter Bote, besser Kämmerer auf dem Schiffe, und wies auf Siegfrieden. Dieser übernahm es, Chriemhilden zu Liebe, und ritt mit 24 Recken an den Rhein. Als er so allein in Worms ankam, fürchteten die Leute Günthers Tod: doch tröstete er sie bald, und erfreute vor allen die schöne Chriemhild durch sein Kommen; sie schenkte ihm 24 gesteierte Spangen zum Botenlohn, welche er an das Gesinde in ihrer Kammer wieder vertheilte.

ZEHNTER GESANG.

Nun rüstete man sich zum prächtigen Empfange. Chriemhild und Frau Ute mit 86 Frauen und 54 schönen blondlockigen Jungfrauen, alle herrlich geschmückt, ritten auf den goldgezümmten, mit reichen Decken behangenen Rossen, jede geführt von einem Ritter mit Schild und Lanze. Ortwin führte Frau Uten, und Chriemhildens Ross zaumte Gero bis vor die Burg, fürder aber führte es Siegfried. Unterweges bis an den Rhein ward neben den Frauen im Ritterspiel * manche Lanze gebrochen.

Günther und Brunhild mit ihrem Gefolge und Siegfrieds Nibelungen kamen nun herüber geschifft, und zur Augenweide Aller erging da der lange Grufs und Kuß der beiden schönen Königstöchter Chriemhild und Brunhild. Man erwog Beider hohe Schönheit: jedoch gaben die Kundigen Chriemhilden den Vorzug. Man führte die Frauen unter die seidenen Gezelte auf dem Feld, und vor ihnen buhurdigten ** die Ritter auf und ab, und kurzweilten dann mit ihnen unter den Zelten.

Gegen Sonnenuntergang ritten Alle, unter abermaligen Ritterspielen, zu der Königsburg in Worms, wo das Mahl bereit stand. Chriemhild ward hier von Brunhilden geschieden, welche, als Königsbraut, allein zur Tafel sitzen durfte. Bevor Günther aber das Handwasser nahm, mahnte Siegfried ihn an seinen Eid. Günther besandte auf der Stelle Chriemhilden, die mit ihren Jungfrauen kam; aber nur sie allein durfte in den Saal treten. Sie ward in

* Buhurd, Franz. *béhourt*.

** Franz. *béhourder*.

NIBELUNGEN.

einen Kreis geführt und gefragt, ob sie Siegfrieden zum Manne wollte. Sie schämte sich magdlich, doch sagte sie nicht Nein, und Siegfried schloß die Verlobung mit Umarmung und Kufs. Er ging nun im Gefolge seiner Nibelungen, und saß mit Chriemhilden auf dem Ehrensitze, dem Könige gegenüber.

Als Brunhild sie also sitzen sah, ward ihr Leid, und Thränen entfielen ihr, weil, wie sie Günthern sagte, seine königliche Schwester an einen Dienstmann * so erniedrigt sein sollte. Günther tröstete sie, daß Siegfried eben so wohl Burgen und Lande habe; sie blieb jedoch trüben Muthes.

Nach Tische turnierten die Ritter abermals, der König aber endete es bald, und wollte zu Bette gehen. Vor der Stiege des Saales kamen die beiden Bräute zusammen, und die Kämmerer führten sie mit Lichtern zu ihren Brautkammern. Siegfrieds Freude ward hier so groß, daß ihm sein minnigliches Weib so lieb ward, als sein Leib. Günther dagegen, als er Brunhilden umarmen wollte, ward unfreundlich zurückgewiesen: sie wolle noch Jungfrau ** bleiben, bis sie der Sache (Siegfrieds Vermählung mit Chriemhilden) auf den Grund käme. Günther wollte nun mit Gewalt ihre Minne erringen; sie aber nahm ihren starken Gürtel, band Günthern damit Hände und Füße zusammen, und hängte ihn so an einen Nagel an die Wand. Günther bat um Erlösung, und versprach, sie nie mehr anzurühren; sie aber schließ ruhig bis an den Morgen, daß die Kämmerer ihnen Kleider bringen sollten, da erst band sie ihn los.

Beide königliche Paare gingen prächtig angethan zum Münster, wurden da geweiht und gekrönt. Jede der beiden Königinnen führte ein Bischof (wohl die von Worms und Speier). Achthundert Edelknappen empfingen, den Königen zu Ehren, das Ritterschwert, und bewährten vor den Frauen ihre Ritterschaft mit großen Freuden. Günther allein war unmuthig. Siegfried, der wohl wußte, weshalb, fragte ihn, und Günther vertraute ihm Alles. Siegfried erbot sich, ihm Brunhilden zu bändigen, und Günther willigte ein: doch ohne daß Siegfried sie minnete, sonst möge er ihr immerhin das Leben nehmen.

Zur nächsten Nacht, als Siegfried bei Chriemhilden traulich saß, verschwand er ihr plötzlich unter den Händen. Er ging in seiner Tarnkappe unsichtbar zu Günthers Gemach, und löschte den Kämmerern die Lichter aus. Daran erkannte ihn Günther, verriegelte die Thüre und löschte die Lichter im Zimmer. Siegfried legte sich schweigend zu der widerspenstigen Braut und umschlang sie, sie aber warf ihn aus dem Bette, daß ihm das Haupt laut an einem Schämel erklang ***. Er versuchte es abermals; da umfaßte sie ihn, um ihn zu binden, trug und drückte ihn gewaltig zwischen die Wand und einen Schrein. Siegfried, voll Schaam und Zorn, rang sich wieder empor; sie drückte ihm die Hände, daß ihm das Blut aus den Nägeln sprang, und griff nach ihrem Gürtel; da ermannte er sich endlich, und drückte sie so kräftig auf das Bette nieder, daß ihr alle Glieder krachten, und sie um Gnade bat und Minne erbot. Siegfried stand auf, als ob er seine Kleider abziehen wollte, nahm ihr aber den Gürtel und einen Goldring vom Finger, welches beides er nachmals, daheim in seinem Lande, Chriemhilden gab. Günther legte sich nun aber zu Brunhilden, und sie lag bei ihm, in freundlicher Liebe, bis an den lichten Tag, und war fortan nicht stärker, als andere

* Eigen-Holden.

** Magd.

*** Dies war das vierte Kampfspiel, das Ringen.

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

Frauen*. Die Hochzeit hub nun erst recht fröhlich an, und währte vierzehn Tage mit großer Pracht und Freigebigkeit. Siegfried und seine Nibelungen verschenkten alles, was sie mitgebracht hatten, Gewand und Rosse.

EILFTER GESANG.

Siegfried wollte nun heim mit seiner Frau. Ihre Brüder wollten ihr einen Theil des Reichs mitgeben. Siegfried aber nahm es nicht an. Chriemhild begehrte jedoch ein Rittergefolge, und die Brüder erboten ihr aus 3000 Recken 1000 zum Hofgesinde. Sie wählte Hagen und Ortwinen mit ihren Magen und Mannen. Hagen aber wies es zornig ab: der König könne ihn an Niemand auf der Welt weggeben, und der Tronecker bekannte Sitte sei, stets bei ihren Königen zu bleiben. Da folgte ihr der Markgraf Eckewart mit 500 Mannen und 32 Fräulein. Fernhin begleiteten sie ihre Verwandten. Nach Xanten heimgekehrt, erhielt Siegfried von seinem Vater Siegmund Krone und Reich. In den folgenden 10 Jahren starb seine Mutter, und Chriemhild gebar, zur Freude des Landes, einen Sohn, der nach seinem Oheim Günther getauft wurde. Ebenso hatte Brunhild Günthern einen Sohn geboren, der Siegfrieden zu Liebe Siegfried genannt wurde. Herrlich und ruhmvoll blühten beide Reiche am Rheine. Siegfrieden diente dazu noch das Nibelungenland, wo er den wunderbaren Hort besaß. Er hatte Alles, was die Ehre nur wünschen mag; er war der mächtigste König, der reichste Herr, der stärkste Mann, der trefflichste Ritter, und hatte das schönste, ewig geliebte und liebende Weib.

ZWÖLFTER GESANG.

Brunhild aber gedachte stets an Chriemhildens Stolz und daß Siegfried, als Günthers Dienermann, ihr gar keine Dienste that. Sie sagte Günthern, daß sie Chriemhilden und Siegfrieden gern einmal wiederschen möchte. Günthern misfiel es: sie wohnten zu ferne. Sie sprach aber, er habe als Herr zu gebieten, und bat so lange, bis er einwilligte. Nach Berathung mit seinen Freunden, sandte er den Markgrafen Gero mit 30 Mannen, stattlich ausgerüstet, dahin.

Die Boten ritten drei Wochen bis zur Nibelungenburg in Norwegen.
Siegfried empfing sie wohl, und ließ sich zur weiten Reise bereden.

DREIZEHNTER GESANG.

Der Empfang in Worms war gastlich und freudevoll, jedoch bemerkte man, daß, so oft die Königinnen zusammentrafen, Brunhild spähend auf Chriemhilden blickte, deren Schönheit herrlich ihren Schmuck überstrahlte.

Elf Tage dauerten die Festlichkeiten.

* Im *Titul* überlebt Sigune, weil sie noch Jungfrau ist, so großes Leid, woran Frauen gestorben wären.

NIBELUNGEN.

VIERZEHNTER GESANG.

Da saßen die Frauen vor der Vesperzeit in den Fenstern, und schauten den Ritterspielen auf dem Hofe zu. Die beiden Königinnen gedachten ihrer Männer, und Chriemhild rühmte ihren Siegfried, er stehe da vor allen Recken, „wie der Mond vor den Sternen,“ so daß alle Reiche ihm unterthan sein sollten. Brunhild pries ihren Günther höher, weil Siegfried bei der Werbung um sie, sich selber für seinen Dienstmann bekannt habe. Chriemhild zürnte, daß sie, die Königstochter, eines Unterthanen Weib sein sollte: Siegfried sei edler, als Günther, und sie selber wolle vor Brunhilden zur Kirche gehen.

So schieden sich beide, und Chriemhild schmückte sich und ihre 43 Frauen aufs prächtigste, und ging mit ihnen und ihren Mannen zum Münster *. Vor der Kirchthüre stand Brunhild mit ihrem Gefolge; sie hieß Chriemhilden stille stehen, und als Dienstweib nicht vor der Königin hineingehen. Chriemhild, im Zorne, schalt sie nun ein Keksweib, welche nimmer Königin sein könne; nicht habe Günther ihre Jungfrauschaft ** gewonnen, und ohne Noth klage sie über versäumten Dienst. Da weinte Brunhild, und Chriemhild schritt vor ihr in die Kirche. Wenig achtete Brunhild auf den Gottesdienst und Gesang; sie erwartete Chriemhilden wieder an der Kirchthüre, und forderte den Beweis, daß sie Siegfrieds Keksweib sein sollte. Chriemhild bewährte es nun durch den Goldring und den seidenen, mit Steinen besetzten Gürtel, die sie beide an sich trug, und die Siegfried ihr, als er Brunhildens Magdthum gewonnen, gebracht habe.

Da weinte Brunhild abermals; sie ließ Günthern holen, und sagte ihm, wie Chriemhild sie öffentlich bescholten habe: nie mehr wolle sie ihn minnen, wenn er sie von dem Schimpfe nicht reinige. Der König stellte sogleich Siegfrieden zur Rede, und dieser bot die Hand zum feierlichen Eide, daß er solches Chriemhilden nicht gesagt habe. Er drohte, sie dafür zu strafen, und mahnte, die Frauen so zu zichen, daß sie üppige Reden unterließen. Günther erkannte Siegfrieds Unschuld.

Brunhild aber tranerte, und alle Burgunden mit ihr. Hagen tröstete die Königin, und verhiess ihr Rache, oder selber zu sterben. Er berieth sich mit Gernot und Ortwin über Siegfrieds Tod. Giselher, der dazu kam, bat sie, davon abzustehen, und den Weiberzank nicht so schwer zu nehmen. Hagen aber achtete zu schimpflich, daß der Thronfolger (Siegfried genannt) ein Bastard sein sollte, und Ortwin stimmte ihm bei. Er gewann auch Günthern damit, daß durch Siegfrieds Beseitigung seine Herrschaft erweitert würde, und stellte nun den Verrath an.

FUNFZEHNTER GESANG.

Am vierten Tage kamen verstellte Boten nach Worms, die Günthern von den Dänen- und Sachsenkönigen Leudegast und Leudeger abermals Fehde und Rache ansagten. Siegfried kam zu der Berathung darüber, und erbot sich alsbald wieder, die Fehde für Günther auszufechten. Er rüstete sich mit seinem Gefolge, hieß seinen Vater daheim bei Günthern bleiben,

* Das, älter als der letzte Nibelungendichter, noch steht.

** Magdthum.

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

und wollte ausziehen. Da ging Hagen zu Chriemhilden, um Abschied zu nehmen. Sie bat ihn, ihren Mann nicht entgelten zu lassen, was sie Brunhilden zu Leide gethan:

„Das hat mich schon gereuet,“ sprach das edle Weib,
 „Auch hat er so zerbläuet darum meinen Leib.“

Hagen getröstete sie mit baldiger Aussöhnung; sie bat ihn, als ihren Blutsfreund, ihren Mann im Kampfe zu beschützen, und entdeckte dem Forschenden im Vertrauen, sie habe immer nur Sorge wegen der vielen Geschosse, die in der Schlacht fliegen; als Siegfried nämlich vom Blutbade des Lindwurms hörnen geworden, da sei ihm ein Lindenblatt zwischen den Schultern kleben geblieben, und dort sei er verwundbar. Hagen hieß sie an dieser Stelle ein unscheinbares Kreuz auf sein Gewand nähen, damit er ihn recht beschützen und die Geschosse abwehren könne.

Das that sie, und als Siegfried am folgenden Morgen mit seinen Mannen auszog, ersah Hagen das Zeichen. Da liefs er durch zween seiner Leute, als wenn sie von Leudegern kämen, wieder Frieden ansagen. Ungern kehrte Siegfried um, ohne seine Freunde gerächt zu haben.

Günther dankte ihm für den guten Willen, und erbot ihm, anstatt der Fehde, eine Bären- und Schweinsjagd im Odenvalde; wer nicht mitwolle, möge am Hofe mit den Frauen kurzweilen. Siegfried war gern auch zu der Jagd bereit.

SECHZEHNTER GESANG.

An einem Morgen zogen die Jäger herrlich gerüstet hinaus. Siegfried nahm Abschied von Chriemhilden und küfste sie, auf glückliches Wiedersehen. Da gedachte Chriemhild an das Geheimnis, das sie verrathen hatte, wagte aber nicht, es zu gestehen; sie ahnte ihr Leid, weinte ohnemaßen, und suchte Siegfrieden die Jagd auszureden; sie warnte ihr vor der Rache der Beleidigten, und erzählte ihm ihre Träume der jüngsten Nacht: wie sie gesehen, daß zwei wilde Schweine ihn über die Heide jageten, davon die Blumen roth wurden; und abermals, wie zween Berge über ihn niederfielen. Siegfried aber tröstete sie, daß alle ihre Verwandten ihm hold seien, und daß er auch nichts anderes um sie verdient habe, unarmte und küfste sie, und schied dahin.

Die Jäger fuhren über den Rhein und ritten in den Odenwald. Saumrosse trugen ihr Jagdzeug und Kost. Gernot und Giselher aber waren daheim geblieben. Auf einem Werder vor dem Walde, wo das Wild beim Abjagen hervorlaufen mußte, schlugen sie ihre Herberge auf, und dort kam Siegfried zu den übrigen Jägern. Sie stellten sich nun überall auf den Anstand. Hagen rieth, Leute und Hunde zu theilen, und Jeden allein jagen zu lassen, damit man sähe, wer den Preis der Jagd davon trüge. Siegfried verlangte nur einen Spürhund * und einen des Waldes und Wildes kundigen Jäger. Er saß auf sein Roß und ritt mit seinen Jagdgesellen in den Wald. Jäger und Hund brachten ihn bald zu reicher Jagd; alles Gewild, das aus dem Lager sprang, erjagte sein Roß und erlegte seine Hand mit Schwert und Speer. Zuerst schlug er ein starkes Eberschwein; dann erschofs er mit dem Bogen einen ungefügen Leuen; darnach schlug er einen Buckelochsen ** und ein Elenthier ***, vier Auerochsen ****

* Bracken, *brachet*.

** Wisend, *bison*.

*** Elk, *elan*.

**** Ure, *ure*.

NIBELUNGEN.

und einen grimmen Brandhirsch *; Hirsche und Hinden ** entgingen ihm keine. Zuletzt erschlug er einen wilden Eber mit dem Schwerte. Seine Gesellen baten ihn, doch etwas für sie übrig zu lassen.

Auch die anderen Jäger erlegten viel Thiere, und dachten den Preis zu gewinnen. Vier und zwanzig Koppeln Hunde waren losgelassen, und von Leuten und Hunden war der Schall so groß, daß Berg und Wald überall davon wiederhallte. Da erscholl das Hifthorn des Königs Günther, daß die Jäger zum Frühmahle kommen sollten. Siegfried antwortete durch sein Horn, ließ den Spürhund anlegen, und ritt mit seinen Gesellen zur Feuerstätte.

Die Jagd war zu Ende, jedoch nicht völlig. Auf dem Wege traf Siegfried einen grämlichen Bären, und ersah ihn zu einer Kurzweile: er ließ ihn durch den Bracken aufsprengen, und wollte ihn erreichen; er kam aber in unwegsames Gefilde, da sprang er vom Rosse, erlief den Bären, und fing ihn ohne Wunden. Er band ihn an den Sattel, saß wieder auf, und ritt so zu der Herberge.

Gewaltig groß war sein Speer, und die Scheide daran zwei Spannen breit; sein gutes Schwert Balmung hing ihm tief auf die Sporen herab, und von Golde war sein Hifthorn. Er trug einen schwarzseidenen Rock mit Zobel beschlagen, und auf seinem Kleide, vom Haupt bis zu Füßen, viele goldene Zieraten. Reiche Borten waren an seinem Köcher von einer Pantherhaut, deren süßer Geruch alle Thiere anzog. Die Pfeile darin hatten goldene Beschläge und händebreite Schneiden. Dazu führte er einen Bogen, den Andere nur mit einer Winde, er aber allein mit seiner Hand spannen konnte.

So waidlich *** angethan, mit dem Bären am Sattel, kam der herrliche Jäger zur Feuerstätte. Er stieg ab und ließ den Bären los, und Hunde und Leute kamen alsbald in Aufruhr. Der Bär gerieth in die Küche, und die Küchenknechte flohen, die Kessel stürzten um, und die Feuerbrände flogen umher. Die Jäger liefen mit Bogen und Spiessen herbei, konnten jedoch vor den vielen Hunden nicht schießen. Laut erscholl Berg und Wald von dieser Jagd. Der Bär floh vor den Hunden zum Walde, keiner holte ihn ein; Siegfried aber erlief ihn, und schlug ihn mit dem Schwerte. Da trug man den Bären wieder zum Feuer.

Alles pries den herrlichen Jägermeister, der auch den Preis der Jagd gewonnen hatte, und dessen Thiere auf Wägen heimgeführt wurden, zur Vervunderung Aller, die sie sahen.

Die Jagdgesellen saßen nun auf dem schönen Anger zu Tische, und es fehlte nicht an Speisen; die Schenken aber säumten mit dem Weine. Siegfried beschwerte sich darob, und Günther sagte, Hagen sei Schuld daran. Hagen entschuldigte sich, er habe geglaubt, daß die Jagd im Spessart sein sollte, und den Wein dorthin gesandt: er wisse jedoch in der Nähe einen kühlen Brunnen. Siegfried durstete sehr, er hob den Tisch bald auf, und wollte hin zu dem Brunnen. Da sagte Hagen, man rühme Siegfrieden, er sei so schnell, daß Niemand ihm folgen könne, das möchte er wohl einmal sehen. Siegfried erbot ihm den Wettlauf zu dem Brunnen, und Hagen nahm es an. Sie zogen die Kleider ab, aber Siegfried wollte noch all sein Jagdzeug, Köcher, Schwert und Gehr mit sich tragen. So liefen beide, Günther und Hagen, in weißen Hemden, „wie zwei wilde Panther durch den Klee ****.“ Siegfrieden aber

* Schelk, *tragelaphe*.

** Hirschkühe.

*** Eigentlich jägerlich, wie ein Waidmann.

**** Wie Chriemhild im Traume sah.

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

sah man zuerst bei der Linde am Brunnen. Da stand er, lehnte den Gehr an den Baum, legte Bogen und Schwert ab, trank jedoch nicht eher, als bis Günther herankam und getrunken hatte. Dann neigte er sich über den Brunnen, und trank.

Unterdessen trug Hagen alle Waffen Siegfrieds bei Seite, sprang zurück mit dem Gehr, und schoß ihn Siegfrieden durch das Kreuz auf dem Gewande in den Rücken, daß ihm das Blut an das Kleid spritzte, und nahm dann eiligst die Flucht. Siegfried sprang auf, mit dem Gehr in der Schulter, suchte vergeblich Bogen und Schwert, fand nur den Schild, lief Hagen nach, und schmetterte ihn mit dem Schilde zu Boden. Er konnte nun selber jedoch nicht länger stehen, er fiel in die Blumen, und das Blut strömte stark aus seiner Wunde. Da schalt er die treulosen Mörder, daß sie seine treuen Dienste also vergolten hätten, sie dürften nimmer mit guten Recken Gemeinschaft haben, und alle ihre Nachkommen wären dadurch befleckt, daß sie einen Blutsfreund erschlagen haben.

Alle liefen herbei, und die Treuen beklagten ihn herzlich. Auch Günther klagte; Siegfried aber schalt ihn, als den Thäter. Da hieß Hagen das Klagen lassen, weil sie alle nunmehr keinen Stärkeren zu fürchten hätten, und rühmte sich der That. Siegfried beklagte nichts so sehr, als seine Chriemhild; er bedauerte, daß sie ihm einen Sohn geboren, der nun auch durch diese Mordthat seiner Verwandten bescholten werde, und empfahl Günthern seine Schwester. Er weisagte, sein Tod werde noch einst Alle gereuen: sie hätten in ihm sich selber erschlagen.

Er rang heftig mit dem Tode, „dessen Waffe jedoch zu stark war;“ — „die Blumen wurden nafs vom Blute“, und er sprach nichts mehr.

Man legte ihm auf einen Schild, und beredete sich, vorzugeben, daß Räuber ihn im Walde auf der Jagd erschlagen haben. Hagen übernahm's, die Leiche heinzubringen, und achtete nicht, ob es Chriemhild erfülle, die Brunhilden so betrübt habe.

„Vor dem Odenwald, bei dem Dorfe Odenheim, da fließt noch der Brunnen, an welchem Siegfried erschlagen wurde.“

SIEBZEHNTER GESANG.

Die Jäger warteten bis zur Nacht, dann fuhren sie heim über den Rhein, „mit dem Thiere, das sie so böse gejagt hatten.“ Hagen liefs den Leichnam heimlich vor Chriemhildens Schlafgemach legen, daß sie ihn fände, wenn sie vor Tage zur Mette ginge, die sie nie verschlief.

Als es zum Münster läutete, weckte Chriemhild ihre Mägde, und hieß ihr Licht und Gewand bringen. Da kam der Kämmerer, und fand den blutigen Leichnam an der Thüre; er erkannte ihn nicht, und trug das Licht hinein. Als aber Chriemhild mit ihren Frauen zum Münster gehen wollte, bat er sie, stille zu stehen, vor der Thüre liege ein Ritter erschlagen. Chriemhild gedachte sogleich an den Verrath ihres Geheimnisses, und sank sprachlos zur Erde. Dann schrie sie laut auf, so, daß ihr das Blut aus dem Munde brach; und als man sie tröstete, es möchte wohl ein Fremder sein, rief sie: „nein, es ist Siegfried! und Brunhild hat es angestiftet, daß es Hagen hat gethan!“

Sie liefs sich nun hinausführen; sie hub mit ihrer weisen Hand das blutige Haupt, und erkannte es alsbald. Da wehklagte sie, daß der Schild des Helden nicht im Kampfe zer-

* Wie Chriemhild träumte.

NIBELUNGEN.

hauen, sondern er ermordet worden. All ihr Gesinde weinte und klagte mit ihr. Sie hiefs einen Kämmerer nach Siegmunden gehen. Siegmund lag, ohne zu schlafen, als ob sein Herz das Leid ahnte; doch erschrak er, und wollte die Botschaft nicht glauben, sprang auf mit seinen 100 Mannen * und lief zu dem Jammer. Dorthin kamen auch Siegfrieds 1000 Nibelungen. Die Frauen wehklagten und schrien, und waren vor Leid ohne Besinnung und zum Theil noch unbekleidet. Siegmund umarmte seinen lieben Sohn, und die Wehklage ward so laut, daß der Palast und die Stadt Worms davon wiederhallte. Die Bürger kamen aus der Stadt herbei, und ihre Weiber mehrten die Klage. Chriemhild war trostlos. Man entkleidete den schönen Leichnam, wusch seine Wunden, und legte ihn auf die Bahre.

Die Recken waffneten sich, und wollten ihres Herrn Tod an den Jagdgenossen rächen. Chriemhild, in ihrem tiefen Jammer, fürchtete aber noch den Tod ihrer Nibelungen, und warnte sie, da die Burgunden wohl dreißig gegen ihrer einen hätten; sie wolle zur gelegeneren Zeit sich mit ihnen rächen. Sie bat sie, mit ihr Leid zu tragen und ihren Mann zu bestatten.

Es ward Tag, und Chriemhild hiefs die Leiche in das Münster tragen; Alle folgten weinend; die Glocken erklangen und die Priester sangen.

Da kam auch Günther mit Hagen zu der Trauer, und beklagten den Unfall. Chriemhild aber schalt ihn: es wäre nicht geschehen, wenn es ihm Leid wäre, und wünschte, daß es sie selber getroffen hätte. Sie läugneten; Chriemhild forderte ein Zeichen; sie mußten zu der Bahre treten, und als Hagen sich der Leiche nähete, bluteten die Wunden so sehr, wie bei dem Morde, und bekundeten ihn als den Schuldigen. Da ward die Klage noch lauter. Noch läugnete Günther: Räuber hätten ihn erschlagen; aber Chriemhild nannte laut ihn und Hagen die Thäter. Nun wollten die Nibelungen Rache nehmen. Chriemhild jedoch beschwichtigte sie abermals.

Da kamen auch Gernot und Giselher, und klagten getreulich mit ihrer Schwester, trösteten sie, und erboten ihr lebenslang alles zu vergüten. Sie jedoch blieb trostlos.

Schmiede machten eilig einen Sarg aus Silber und Gold mit starken Stahlspangen. Um Mittag hub man den Leichnam von der Bahre, wand ihn in ein reiches Tuch, und legte ihn in den Sarg. Doch wollte Chriemhild ihn noch nicht begraben lassen. Von neuem erhob sich die Klage um den Sarg in dem Münster, und viele Seelmessen wurden gelesen. Auch Frau Ute mit ihrem Gesinde beweinte herzlich ihren Tochtermann.

Am dritten Tage ward er unter Sang und Klage auf dem Kirchhofe begraben; zuvor mußte man den Sarg aufbrechen, Chriemhild umarmte und küßte den geliebten Todten, weinte Blut über ihn, und ward ohnmächtig hinweggetragen.

ACHTZEHNTER GESANG.

Hierauf ging Siegmund zu Chriemhilden, sagte, sie wären unliebe Gäste zu Worms, und bat sie, mit ihm heimzufahren; sie solle nicht Siegfrieds Tod entgelten, sondern alle Gewalt, die Siegfried ihr gegeben, und sein Reich behalten. Die Ritter eilten zu den Rossen, und die Frauen suchten ihre Kleider zusammen.

* Sein ritterliches Gefolge, mit dem er bei seinem Sohne wohnte: wie Lear bei seinen Töchtern wollte.

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

Da baten Chriemhilden ihre Blutsfreunde, daß sie bei ihnen bliebe. Sie weigerte sich, weil sie nimmer den Mörder vor Augen sehen könne. Giselher aber bat sie, bei ihrer Mutter und bei ihm zu wohnen, er wolle ihr alles vergüten, so daß sie der Anderen nicht bedürfe. Auch Gernot bat und tröstete sie: ein Mal müsse doch selbst der Stärkste sterben, und dort wären ihr Alle fremd. Sie ließ sich von Giselhern erbitten, und als Siegmund kam, sie mitzuführen, weil alles zur Reise bereit sei, erklärte sie, daß sie hierheim bleiben wolle, weil sie dort keine Verwandten habe. Siegmund wiederholte seine Zusicherung, daß sie Königin sein sollte, und mahnte sie noch, ihr Kind dort nicht verwaiset zu lassen. Chriemhild wollte aber bei den Ihrigen bleiben, die ihr klagen hülften; sie verließ den Nibelungen gut Geleite, und empfahl ihnen ihr liebes Kind. Siegmund und alle die Seinen waren unmutig und traurig darob, und schieden weinend von ihr. Sie sprachen öffentlich, daß sie noch wohl einst mit Heerfahrt wiederkommen möchten, ihren Herrn zu rächen.

Sie ritten, ohne sich weiter zu beurlauben, und ohne Geleit hinweg. Gernot und Giselher bezeugten aber Siegmunden noch freundlich ihr Beileid. Gernot entschuldigte sich, er wisse hier Niemand, der Siegfrieden feind sei, und Giselher geleitete ihn bis in Niederland, wo auch Alles in Trauer war: „wie es dort aber weiter erging, wissen wir nicht.“

NEUNZEHNTER GESANG.

Chriemhild lebte fortan in steter Klage, und Niemand konnte sie trösten, außer Giselher. Brunhild, im Übermuth, achtete nicht ihres Weinens, und ward ihr nimmer freundlich. Aber der treue Markgraf Eckewart diente ihr fürder mit seinen Mannen, und half ihr Leid tragen. Sie hatte mit ihrem Gesinde eine Wohnung bei dem Münster, da war sie gern in der Kirche, und ging stets zu dem Grabe ihres „Friedels“, und betete für seine Seele. Die Mutter Ute und ihr Gesinde trösteten sie allezeit: aber aller Trost auf der Welt war für sie verloren, sie beklagte und beweinte ihren lieben Mann bis an ihr Ende.

So saß sie in ihrem Leide viertelhalb Jahr, ohne daß sie Günthern sprach und Hagen sah. Da rieth Hagen dem Könige, sich mit seiner Schwester zu versöhnen, damit der Nibelungenhort nach Worms käme. Ortwin und Gero wurden berufen, und Gernot trug die Sühne an. Chriemhild weigerte sich; da bat auch Giselher, und sie willigte endlich ein: es sei ihnen aber große Sünde, sagte sie, weil ihr Herz dem Munde widerspreche. Günther kam nun mit seinen Freunden, und sie grüßte und küßte ihn zur Sühne unter vielen Thränen. Allein Hagen wagte nicht, ihr vor Augen zu kommen.

Bald darnach beredete man sie, daß sie den reichen Hort, der ihre Morgengabe sei, aus Nibelungenland kommen lasse. Sie übertrug es Giselheren und Gernoten, ihn von Alberichen zu holen. Beide fuhren mit 8000 Mannen hin, und Alberich mit seinen Freunden konnten ihr ihre Morgengabe nicht versagen: doch würde es geschehen sein, wenn sie nicht die Tarnkappe verloren hätten, die Siegfried allezeit bei sich trug, und deren Bemächtigung ihm nun auch übel gekommen wäre. Der Schatz wurde aus dem Berge in die Schiffe gebracht; es war so viel, als 12 vierrädrige Wagen binnen vier Tagen, und jeder drei Mal des Tages, tragen konnten. Auch war es eitel** Gesteine und Gold, und wie viel man immer davon nahm,

* Geliebten Mannes.

** Nichts als.

NIBELUNGEN.

doch wurde er nie vermindert. Auch lag dabei eine goldene Wünschelrute, welche dem, der sie recht erkannt, Macht über Jedermann gegeben hätte. Viele von Alberichs Freunden (den Nibelungen) kamen mit von dannen, und Gernot und Giselher bemächtigten sich mit dem Horte zugleich der Burgen und des Landes, das ihnen seitdem dienen mußte.

In Worms liefs Chriemhild Kammern und Thürme mit dem Schatze füllen; dennoch wäre sie lieber nackt und blofs bei Siegfried gewesen. Sie war milde und freigebig mit dem Golde, und zog dadurch viele fremde Recken ins Land. Hagen war deshalb besorgt, und sagte, ein braver Mann solle keinem Weibe den Hort überlassen; Chriemhild werde noch ihnen allen Unheil damit stiften. Günther wollte seinen Eid bei der Sühne, ihr nimmer Leid zu thun, halten. Hagen nahm aber die Schuld über sich, und bemächtigte sich der Schlüssel des Hortes. Gernot und Giselher zürnten deshalb, und Giselher drohte ihm ans Leben, wenn er nicht ihr Verwandter wäre. Gernot rieth nun, das Gold in den Rhein zu senken, ehe denn sie sich damit beladen sollten. Chriemhild weinte abermals, und klagte Günthern ihr neues Leid; er versprach, ihr zu helfen, sobald sie von einer Fahrt, die sie vorhätten, zurückkämen. Er ritt darauf mit allen seinen Mannen hinweg. Hagen allein blieb da; er nahm den ganzen Hort und versenkte ihn in den Rhein. Zuvor hatte er mit den Königen beschworen, ihn zu verhehlen, so lange noch einer von ihnen lebte. Hagen gedachte, ihn noch einst zu geniefsen: „das konnte aber nicht geschehen.“

Als die Könige heimkamen, klagte Chriemhild abermals ihr Leid. Gern hätte Giselher ihr geholfen, und Alle schalten auf Hagen. Dieser entwich eine Weile dem Zorne der Fürsten, bis er ihre Huld wiedergewann. Chriemhild ward ihm nun aber noch feinder, als je. Ihr Leid war abermals vermehrt, und so wohnte sie in steter Klage seit Siegfrieds Tode dreizehn Jahre lang.

Ihre Mutter Ute hatte, nach Dankrats Tode, eine reiche Fürstenabtei, Lorse *, mit vielen Gütern gestiftet, zu welcher auch Chriemhild, um Siegfrieds und aller Seelen Heil, reichlich beisteuerte. Als ihr nun auch der Hort geraubt war, wollte sie gern aus Worms, und Ute erbot ihr ihren Witwensitz bei dem Kloster Lorse, wo sie seit Dankrats Tode wohnte. Chriemhild wollte jedoch ihren lieben Mann auch im Tode nicht verlassen, liefs ihn aufheben, und sein edles Gebein abermals bei dem Münster zu Lorse begraben, „wo er noch in einem langen Sarge liegt.“ Aber gerade als Chriemhild auch sich zu ihrer Mutter begeben wollte, kam fernher neue Mähre über den Rhein.

* Lorsch an der Bergstraße.

ENDE DES ERSTEN THEILS

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

DER NIBELUNGEN NOTH.

ZWANZIGSTER GESANG.

Als Etzel *, der gewaltige Heunenkönig, nach dem Tode seiner Gemahlin Helke, um eine andere Frau warb, da riethen ihm seine Freunde zu Siegfrieds Witwe, Chriemhilden. Er fürchtete Verschmähung, weil er ein Heide und sie Christin wäre; jedoch meinten seine Mannen, seine große Gewalt möchte sie zur Einwilligung bewegen. Der Markgraf Rüdiger von Bechelaren, der von Kindheit her die Burgunden-Könige kannte, bestätigte ihren edlen Stamm und Chriemhildens Schönheit, deren Gemahl, den besten Helden, Etzel selber einst in Heunenland gesehen habe **. Etzel trug ihm die Werbung auf, und erbot ihm reiche Ausrüstung dazu. Rüdiger übernahm es ohne dies, von dem Gute, das er schon von Etzeln besäße, und bereitete sich mit 500 Mann.

In sieben Tagen ritt Rüdiger aus Ungern. In Wien waren zuvor die Kleider bereitet, welche auf den Saumrossen mitgeführt wurden nach Bechelaren. Hier wurde Rüdiger von seiner Frau Gotelind und Tochter Dietlind freudig empfangen. In traulicher Rede zur Nacht, als Gotelind bei Rüdiger lag, erfragte sie von ihm, daß er um Chriemhilden werben sollte, und freute sich, durch sie über Helkens Tod getröstet zu werden. Sie beschenkte die Recken noch reichlich mit schönen Kleidern, und am siebenten Morgen ritt Rüdiger mit ihnen fürder, durch Baierland, ohne daß sie angerannt und beraubt wurden.

Binnen zwölf Tagen kamen sie nach Worms; Niemand kannte sie hier, aber man sah wohl an ihrem Aufzuge, daß sie reich waren, und gab ihnen gute Herberge in der Stadt. Günther sandte nach Hagen, ob der sie nicht kannte. Unterdessen hatte Rüdiger mit seinem Gefolge in der Herberge sich herrlich gekleidet, ritt so in die Hofburg, und stieg vom Rosse. Alsbald erkannte ihn Hagen, lief mit seinen Freunden ihm entgegen, und empfing ihn mit großen Freuden und Ehren.

Alle gingen in den Saal, wo der König vom Stuhle aufstand, den Boten entgegenging, und sie höflich empfing. Er führte Rüdiger zum Sitze neben sich, und ließ allen Gästen guten Meth und den besten Rheinwein schenken. Hagen rühmte laut Rüdigers Dienste, und Günther fragte nach Etzeln und Helken. Da erhob sich Rüdiger mit allen seinen Mannen vom Sitze, und bat um Erlaubnis zu seiner Botschaft. Günther gewährte, und Rüdiger sagte ihm nun Etzels freundlichen Grufs und Helkens Tod, welchen Etzel und die edlen Fürstentöchter, die sie bei sich erzogen, und das ganze Land betrauertem. Günther dankte für den Gruf; Gernot beklagte auch den Tod der schönen und tugendreichen Helke, und Hagen und viele Andere stimmten ein. Rüdiger brachte hierauf Etzels Werbung um Siegfrieds Witwe, Chriemhilden, an. Günther versprach, ihren Willen deshalb zu erforschen, und in dreien Tagen

* Die Altdeutsche Aussprache von Attila, so wie dessen Hunnen, Hochdeutsch Heunen (Altdeutsch Hünen), Niederdeutsch Hünen, heißen, welcher Name überhaupt Riesen, Todten bedeutet.

** Davon weiß die Heldensage sonst nur, daß Dietrich von Bern einst den jungen Siegfried aufsuchte, ihn im Zweikampf überwand und zum König Etzel brachte, an dessen Hof er eine Weile bleiben mußte.

NIBELUNGEN.

Bescheid zu geben. Der Weile wurde Rüdiger dort aufs freundlichste bewirthet, und vor allen diente ihm Hagen, welchem er vormals in Heunenland desgleichen gethan hatte. Unterdessen ging Günther mit seinen Verwandten über Etzels Antrag zu Rathe. Alle waren dafür, nur Hagen widerrieth, wenn auch Chriemhild einwilligte. Günther wollte gern seiner Schwester noch etwas Liebes thun, Giselher mahnte Hagen an das große ihr angethane Leid, und Gernot meinte, sie könnten ihr und Etzeln ja immer fern bleiben. Hagen aber warnte, weil er Etzeln besser kenne, und sein Weib ihnen sicher noch viel Leides thun würde. Die drei Brüder beschlossen, es auf Chriemhild ankommen zu lassen. Gero ging hin und verkündigte ihr die hohe Werbung; Gernot und Giselher redeten ihr freundlich zu. Sie aber vergönnte Rüdiger den Zutritt nur um seinetwillen, empfing ihn im Trauerkleide, das von Thränen vor der Brust ganz trübe war, und vergeblich entbot er ihr „Liebe ohne Leid“ bei Etzeln, als Königin über zwölf Könige und dreißig Fürstenländer, die er alle bezwungen. Auch ihre Mutter und Giselher priesen ihr vergeblich Etzeln als den gewaltigsten Herrscher „von der Rhone bis zum Rheine, und von der Elbe bis ans Mittelmeer;“ sie weigerte sich standhaft, als Witwe des besten Mannes, einen zweiten Mann zu heirathen, und zumal einen Heiden im fernen Auslande: bis Rüdiger im geheimen Gespräch ihr eidlich gelobte, mit allen seinen Mannen, alles Leid, das ihr dort etwa geschähe, zu rächen. Da achtete sie fürder nicht das Gerede der Leute, und heimlich schon auf Rache sinnend, willigte sie ein.

Sie rüstete nun sich und ihr Gefolge, und wollte auch 100 Saumrosse des ihr noch übrigen Nibelungengoldes mitführen; Hagen aber nahm ihr auch dies, weil sie ihm doch nur Unheil damit stiften würde. Gernot gebot zwar, die Boten davon zu beschenken, Rüdiger lehnte aber alles ab. Chriemhild vertheilte noch das übrige Opfergeld zu Siegfrieds Seelenheil, und nur 12 Schreine voll Gold und Frauenschmuck führten ihre Frauen mit. Ihr treuer Gefährte, bis in den Tod, war auch diesmal der Markgraf Eckewart mit seinen 500 Mannen.

Die Rosse wurden nun herausgezogen zur Abfahrt. Hundert und vier schöne Jungfrauen führte Chriemhild mit sich, und unter vielen Thränen schied sie mit ihnen von ihrer Mutter Ute und allen Fremden. Günther begleitete sie bis vor die Stadt. Giselher und Gernot geleiteten sie fürder mit 1000 Mann; auch Gero, Ortwin und der Küchenmeister Rumold, die sorgten für die Nachtherberge, und Volker war Marschalk, bis an die Donau. Zu Vergen * schieden Alle herzlich, und Giselher verhieß seiner Schwester einen Besuch.

EIN UND ZWANZIGSTER GESANG.

So zogen sie hinab durch Baierland. Der Bischof Pilgerin ritt seiner Schwestertochter entgegen, die zu Pledelingen ** gut Gemach fand, und führte sie nach Passau, „wo der Inn in die Donau fließt,“ zum herrlichen Empfange von den Bürgern. Dann begleitete er sie nach Everdingen, über die Traun zur Ens, wo Rüdigers Frau, Gotelind, ihr entgegenritt mit Gefolge, und auf dem Ensfelde unter Zelten eine liebliche Begrüßung geschah. In Bechelaren erwartete sie Rüdigers schöne Tochter Dietlind, und fröhlich saßen die Gäste in dem gastlichen Hause auf dem luftigen Söller über der Donau. Beim Abschied erbot sich Dietlind zu Chriemhildens Hoffräulein, und Rüdiger führte sie fürder durch Osterland. Aus Molk,

* Jetzo Pföding.

** Jetzo Platling an der Isar.

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

wo Astold hauste, wurde sie mit Wein begrüßt; zu Mautern schied ihr Oheim, der Bischof, mit gutem Rathe von ihr, und sie ruhte drei Tage in der berühmten Burg Traisemauer, die Helke vormals bewohnte.

ZWEI UND ZWANZIGSTER GESANG.

Nun kam ihr Etzel selber, dem Boten voraus die freudige Kunde gebracht hatten, entgegen, mit großen Schaaren von Christen, Heiden, Reussen, Griechen, Polanen und Walachen auf geschwinden Rossen, viele Ritter aus Kiew und wilde Petschenegen, zu beiden Seiten nach den Vögeln mit Bögen schiefsend. In der Stadt Tulu geschah der Empfang. Zunächst vor Etzeln ritten 24 edle Fürsten. Herzog Ramung vom Walachenlande ritt mit 700 Mann gleich fliegenden Vögeln, der Fürst Gibich mit herrlichen Schaaren, Hornboge mit 1000 Mann, und viele Heunen: alle nach ihren Landessitten freudig schallend und reitend. Dann kamen Harward von Dänemark, Iring und Irnfried von Thüringen mit 1200 Mann, und Blödelin, Etzels Bruder, mit 3000 Mann. Nun kam Etzel selber, mit Dietrich und allen seinen Gesellen. Chriemhild freute sich des herrlichen Aufzuges. Da wurde sie vom Rosse gehoben. Etzel stieg auch sogleich ab, und ging ihr fröhlich entgegen. Zween Fürsten gingen neben ihr und trugen ihr Kleid; sie schob ihr Gebände * zurück, und herrlich leuchtete ihr Antlitz aus dem Goldschmucke hervor, so daß Alle gestanden, Frau Helke konnte nicht schöner sein. Sie küßte zuerst Etzeln, demnächst seinen Bruder Blödelin, dann Gibichen und Dietrichen, und so ihrer zwölf, wie Rüdiger sie hieß; die übrigen begrüßte sie anders.

Während Etzel so bei Chriemhilden stand, brachen die jungen Ritter manche Lanze; Christen und Heiden, jede nach ihren Sitten. Vor allen Dietrichs Helden und die Deutschen Gäste, Chriemhildens Gefolge.

Da ging der König mit Chriemhilden in ein prächtiges Gezelt, und ringsumher füllten Hütten das Gefilde, unter welche die schönen Frauen von den Rittern geführt wurden. Die Königin saß hier auf köstlichen Stuhlteppichen, und alles hatte Rüdiger so nach Wunsch eingerichtet. Was Etzel sprach, wissen wir nicht, aber ihre weise Hand lag in seiner Rechten, und minniglich saßen beide beisammen. Rüdiger wollte Etzeln das Beilager hier noch nicht vollziehen lassen. Nach dem Buhurd gingen Alle zu Hütten und Herbergen umher, und ruhten die Nacht.

Frühmorgens begann das Ritterspiel von neuem. Dann ritten Alle nach Wien, wo alles zur Hochzeit bereit war, die am Pfingsten siebzehn Tage lang gefeiert wurde, mit großer Pracht und Freigebigkeit, so daß Etzels Fiedler Werbel und Swemmel dabei reich wurden. Chriemhild hatte mehr Dienstmannen um sich, als bei ihrem ersten Mann, und beschenkte Alle reichlich: dennoch dachte sie unter heimlichen Thränen an jene Hochzeit mit ihm.

Am achtzehnten Morgen ritt Etzel und Chriemhild aus Wien, unter allerlei Ritterspiel ins Heunische Land, über Haimburg nach Misenburg **, wo sie sich auf zusammengeführten Schiffen mit Ross und Mann einschifften, und so zu Etzelnburg *** anlangten. Herrat, Helkens Schwestertochter und Dietrichs Gemahlin, empfing Chriemhilden hier mit Helkens Gesinde, darunter

* Verhüllender Kopfsputz, Schleierbinden, besonders der verheiratheten Frauen und Wittven.

** Jetzo Wiselburg in Ungarn.

*** Alter Name von Ofen.

NIBELUNGEN.

7 Königstöchter waren, und lehrte sie bald die Landessitte. Chriemhild machte sich durch Vertheilung des noch übrigen Goldes alles hold und dienstbar; und so saß sie an Helkens Statt, als gewaltige Königin, bis ins dreizehnte Jahr, nachdem sie im siebenten Jahr einen Sohn geboren, den sie Ortlieb taufen liefs.

DREI UND ZWANZIGSTER GESANG.

Als sie sah, daß ihr niemand widerstand, gedachte sie ihres Leides mit heißen Thränen, und ihrer Rache. Sie sehnte sich nach ihren fernem Lieben, vornämlich nach Giselher, der ihr oft lieblich im Traum erschien; und der Teufel liefs sie der Sühne mit Günther vergessen, und nicht eher ruhen, als bis sie Siegfrieds Mörder in ihre Nähe brächte.

Eines Nachts, da sie bei Etzeln lag, und er sie minniglich umfassen hatte, bat sie ihn, seine Huld gegen ihre Verwandten zu beweisen und sie einzuladen, damit sie hier nicht mehr nur die Elende (einsam Ausländige) genannt würde. Etzel gewährte gern, wenn es ihren Brüdern nicht zu fern dünkte, und wollte seine Fiedler hinsenden.

Diesen wurde dann die Botschaft aufgetragen, und 24 Ritter zu Geleite stattlich bereitet. Etzel liefs seine Schwäger zum nächsten Sommer-Sonnenwende-Feste laden. Chriemhild besprach die beiden Fiedler noch heimlich, verhiels ihnen reichen Lohn, wenn sie zu Worms sageten, daß man sie nie betrübt gesehen, und ihre Freunde recht dringend einluden, damit die Heunen sie nicht mehr für eine Verwandtenlose hielten. Gernoten liefs sie ihre Huld entbieten, daß er ein chrenvolles Gefolge ihrer besten Freunde mitbrächte; und Giselhern mahnte sie daran, daß sie ihn so gern sähe, weil er ihr nie Leides gethan; auch liefs sie ihrer Mutter ihre Ehre kund thun: und wenn etwa Hagen dort bleiben wollte, sollten die Boten bemerklich machen, daß ihm allein der Weg nach Heunenland von Kindheit her bekannt wäre.

VIER UND ZWANZIGSTER GESANG.

Die Fiedler Werbel und Swemmel empfingen Briefe und Botschaft, und ritten über Bechelaren und Passau binnen zwölf Tagen nach Worms. Niemand kannte sie, bis Hagen sie als Etzels Fiedler verkündigte, welche Chriemhild mit neuen Mähren gesandt habe. Er empfing sie freundlich, und erkundigte sich nach seinen Bekannten. Dann sagten die Boten dem Könige die Einladung, und wurden auch zu Frau Uten geführt. Der König verhiels nach 7 Nächten Bescheid, und berieth sich mit seinen Brüdern und Mannen. Alle hatten Lust: allein Hagen widersprach, und erinnerte heimlich Günthern an ihre beider Schuld. Günther berief sich auf die Sühne. Gernot und Giselher spotteten, der Furchtsame und Schuldbewufste möge heimbleiben. Da ergrimte Hagen, und wollte ihnen zeigen, daß niemand besser mit ihnen zu Hofe reiten könne, und rieth wenigstens zur Vorsicht. Günther berief seine Helden, und aus mehr als dreitausend wählte Hagen tausend der besten, in manchem Sturme bewährten. Dazu liefs er durch seinen Bruder Dankwart 60 Recken aus ihrem Lande von Troneck an den Rhein bringen. Auch kam Volker, der Spielmann, mit dreißig seiner Mannen von Alzei nach Worms, und erbot sich zur Hofreise.

Hagen entliefs die Boten erst sieben Tage vor ihrer aller Abfahrt, damit Chriemhild sich nicht rüsten könnte; auch liefs Volker sie nicht zu Brunhilden, die sie nicht sehen mochte,

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

obgleich es Günther erlaubte. Sie beurlaubten sich von Frau Uten, und fuhren, reich beschenkt, durch Schwaben über Passau und Bechelaren, und kamen heim nach Gran, wo Etzel, und noch mehr Chriemhild, sich freute, daß alle Geladenen kommen würden, obwohl sie ungern vernahm, daß auch Volker mitkäme. Alles wurde für die Gäste zugerichtet.

FÜNF UND ZWANZIGSTER GESANG.

Zu Worms war unterdessen auch Günther bereit mit seinen 1060 Recken und 9000 Knechten. Der alte Bischof von Speier äußerte Frau Uten noch seine Besorgnis über die Fahrt, und diese warnte ihre Söhne durch ihren Traum der letzten Nacht, wie alles Gevögel im Lande todt gelegen wäre. Hagen verspottete den Traum, und freute sich auf Chriemhildens Hochzeit, wo gute Helden Königen wohl dienen könnten, und trieb zur Abreise.

Am Morgen schallten Posaunen und Flöten, und Alle herzten noch ihre Lieben zum letzten Male. Dem getreuen Küchenmeister Rumold, der dem König vergeblich rieth, bei köstlichen Speisen und Wein und minniglichen Frauen daheim zu bleiben, befahl Günther sein Land, Kind und Weib. Nun nahmen Alle mit herzlichen Küssen Abschied, und gingen zu den Rosen: traurig standen die Frauen, und ahnten wohl ihr langes Scheiden. Im ganzen Lande, über Berg und Thal, erhob sich ein großes Wehklagen und weinte Mann und Weib. Die Burgunden aber fuhren fröhlich von dannen. Mit ihnen die tausend Nibelungs-Helden*, die schöne Frauen daheim ließen.

So ritten sie gen den Main durch Ostfranken und Salfeld. Hagen war ihr Führer, Dankwart ihr Marschalk. Am zwölften Morgen kamen sie an die Donau. Hagen, der zuvorderst ritt, stieg ab, und band sein Ross an einen Baum. Der Fluß war geschwollen und kein Schiff vorhanden. Alle stiegen ab, und sorgten wegen der Überfahrt. Hagen meinte, es würde hier mancher Held das Leben verlieren. Der König schalt solchen Untrost, und hieß ihn lieber die Fuhrt suchen. Hagen erwiederte, er möge auch nicht in diesen Fluten ertrinken, bevor er noch manchen Mann in Etzels Landen erschlagen habe; er hieß Alle dort bleiben, und wollte den Fergen (Fährmann) suchen. Er war wohl gewaffnet, nahm den Schild, hatte den Helm aufgebunden, und das breite zweischneidige Schwert (Siegfrieds Balmungen) über den Panzer gegürtet. Er suchte hin und her nach dem Fergen**. Er hörte Wasser rauschen, und lauschte: da sah er zwei Meerweiber***, die badeten sich in einem kühlen Brumen. Er schlich heimlich heran, sie wurden seiner inne, und entrannen, und er nahm ihnen nur die Kleider. Da rief ihm die eine, Hadeburg, bei Namen, und versprach ihm den Ausgang der Heunenfahrt zu verkünden, wenn er ihre Kleider wiedergäbe. Sie schwammen wie die Vögel vor ihm auf dem Wasser. Desto mehr vertraute er auf ihre Kunde, und willigte ein. Da weissagte sie, daß nie Helden in irgend ein Reich besser und nach so großen Ehren fuhren, als sie hier in Heunenland. Darob ward Hagen froh, und gab

* Eben die 1000 von Hagen Ausgewählten. Darnach heißen fortan die Burgunden-Könige (denen ursprünglich der Nibelungen-Name als Stammmame gehört) abwechselnd selber Nibelungen, sammt ihren übrigen Mannen: daher das ganze große Gedicht Nibelungen-Noth oder Nibelungen-Lied heißt.

** Noch so am Rhein.

*** Wassernixen: die älteste Spur der Donaunympe, in Wien das Donauweibchen genannt.

NIBELUNGEN.

ihnen die Kleider wieder. Als sie aber ihr wunderbares * Gewand angelegt hatten, da sagten sie ihm wahr, und Siegelind, das andere Meerweib, warnte Hagen, Aldrians Kind, daß ihre Muhme ihn der Kleider wegen belogen, und daß sie Alle zu den Heunen auf den Tod geladen wären. Hagen achtete dies für Trug und unglaublich, daß sie Alle dort todt bleiben sollten. Da weissagte aber die eine, daß es unabwendlich geschehen, und allein des Königs Kapellan gesund heim kommen werde. Hagen ergrimmete darob, fragte nicht weiter, und hiefs sich nur übers Wasser weisen. Das Meerweib wies ihn nun zu einer Herberge oben am Wasser, wo allein ein Ferge wäre, und rief ihm nach, als er dahin eilte, daß Else und sein Bruder Gelfrat Herr dieser Mark in Baierlande wären, durch welche gefährlich zu reisen, und daß er mit dem grimmen Fergen, Gelfrats Landhüter, bescheidenlich fahren, und wenn er nicht bald käme, über die Flut rufen und sich Amelrich nennen sollte, welcher um Feindschaft dieses Land gerännet habe.

Da rief Hagen, am Strome stehend, gewaltig hinüber, und nannte sich Amelrich. Der Ferge kam: als er sich aber getäuscht und Hagen in das Schiff eintreten sah, versagte er ihm die Überfahrt und hiefs ihn bei seinem Leben aus dem Schiffe treten. Auf Hagens Weigerung schlug er ihn mit dem Ruder, daß er aufs Knie stürzte. Da griff Hagen grimmig zum Schwerte, hieb dem Fergen das Haupt ab, und warf es in den Grund. Hierauf ruderte er zu seinem Herrn, leugnete den Todschatz, obwohl das Blut im Schiffe noch rauchte, und als man um Schiffsleute besorgt war, rief er den Knechten, das Geräth von den Rossen aufs Gras zu legen, rühmte sich den besten Fergen bei Rheine, und getraute sich, Alle überzufahren. Die abgesattelten Rosse wurden ins Wasser getrieben, und schwammen alle hinüber, einige wurden vom Strome weit hinabgeführt. Das Schiff war so groß, daß es wohl 500 Mann auf ein Mal trug, und mancher Ritter mußte da rudern. Alles Gepäck wurde eingeladen, und Hagen war nun Schiffmeister. Zuvörderst fuhr er die tausend Ritter über, dann seine sechzig Recken, und endlich die 9000 Knechte: „alle fuhr er hinüber in das unkunde Land **.“

Da gedachte er der Weissagung der Meerweiber: er sah den Pfaffen bei dem Kapell-Geräth auf das Heilthum *** gestützt, ergriff ihn, und schwang ihn aus dem Schiffe. Alle riefen „halt, o Herr, halt!“ und Giselher und Gernot zürnten darob; es half aber nicht. Der Priester schwamm kräftig, und wäre genesen, wenn ihm einer geholfen hätte: Hagen aber stiefs ihn zornig in den Grund, was niemand gut dächte.

Da kehrte der Pfaffe wieder hinüber, und obwohl er nicht schwimmen konnte, doch „half ihm die Gotteshand.“ Da stand er am Lande und schüttelte sein Gewand; und Hagen sah nun wohl, daß die Meerweiber wahr gesagt, und daß alle seine Gefährten des Todes wären. Als das Schiff ganz entladen war, schlug er es zu Stücken und warf es in die Flut. Dankward fragte ihn, warum: und wie sie bei der Heimfahrt wieder überkommen sollten. Hagen gab vor, er thäte es, wenn etwa ein Zager unter ihnen umkehren wollte.

* Diese Kleider dienten auf ähnliche Weise, wie der Zauberschleier in 1001 Nacht und Musäus Volksmärchen; eine schöne Königstochter fliegt damit in Schwanengestalt zu einem fernen See, sich zu baden, und wird durch Entwendung des Schleiers festgehalten; so geschah es auf dem Schwanenfeld bei Zwickau, welche Stadt Lateinisch *Cygnæa*, Schwanenstadt, heißt. Schwanfeld, wie auch Schwaldfeld, Salfeld lautet, hier an der Donau, deutet auf ähnliche Sagen.

** Wie Charon.

*** Heilige Reliquie, die auch zum tragbaren Altar auf Reisen und im Felde gehört. Die Altfränkischen Könige führten so die Kappe (Mantel) des heiligen Martin mit sich; daher Kapellan und Kapelle.

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

Der Kapellan aber riefs noch übers Wasser, und fragte Hagen, warum er ihn so treulos ertränkt haben wollte. Hagen antwortete, daß ihm seine Rettung wahrlich Leid wäre. Da dankte der Kapellan Gott, er wünschte, daß Hagen nimmer an den Rhein kommen möchte, und wanderte heim.

SECHS UND ZWANZIGSTER GESANG.

Zu Möringen * geschah die Überfahrt. Volker, in voller Rüstung mit der rothen Fahne, führte von hier das Heer. Hagen verkündigte nun die Weissagung der Meerweiber, und warum er den Kapellan gern ertränkt hätte. Er hielt mit Dankwart die Nachhut durch Baiern, sich wohl des Angriffs von Elsen und Gelfraten wegen ihres Fergen versehend. Diese kamen auch in der Nacht mit 700 Mann nachgerannt. Hagen verläugnete nicht seine That, und ein heftiger Kampf erhob sich; Gelfrat stach Hagen, dem der Sattelriemen sprang, vom Rosse, und wurde von Dankwart mit dem Schwert erschlagen. Else wurde verwundet, und floh; über 100 Baiern blieben auf dem Platz. Dagegen die Tronecker nur viere verloren. Der Mond schien durch die Wolken, sie ritten die ganze Nacht hindurch, und erst als „die Sonne ihren lichten Schein dem Morgen über die Berge bot,“ und man die blutigen Rüstungen sah, verkündigte Hagen das nächtliche Abenteuer. Wir wissen nicht, wo sie sich nun ins Gras legten und ruhten.

In Passau wurden die Uten-Kinder von ihrem Oheim Pilgerin herrlich bewirthe; ihr Gefolge lagerte unter Zelten auf dem Gefilde jenseit des Inns. Dann kamen sie in Rüdigers Land, wo Hagen den Markgrafen Eckewart auf der Mark (Grenze) schlafend fand, ihm das Schwert nahm, aber wiedergab, und dazu sechs Spangen, zur Freundschaft. Eckewart warnte ihn vor der Fahrt: er jedoch, alles Gott anheimstellend, wünschte nur eine gute Herberge auf dem langen beschwerlichen Wege, und Eckewart verhieß ihm in Rüdigers an der Strafse den besten Wirth, „dessen Herz Tugenden trägt, wie der süße Mai Gras und Blumen, und der fröhlich ist, wenn er Helden dienen soll.“

SIEBEN UND ZWANZIGSTER GESANG.

Eckewart eilte voraus nach Bechelaren. Rüdiger währte, die Feinde wären in die Mark eingefallen, freute sich um so mehr der Botschaft, und ward immer fröhlicher, je größer die Zahl der Gäste angemeldet ward. Er verkündigte es im Frauenzimmer seiner Gattin und Tochter, die mit ihren schönen Frauen sogleich sich schmückten, alle ungeschminkt, mit Goldborten über wallenden Locken. Der Markgraf ritt mit seinen Mannen den Königen entgegen, bewillkommnete Alle freundlich, vornämlich auch seinen alten Freund Hagen, und führte sie heim. Vor Bechelaren auf der grünen Aue lagerten die Knechte unter Zelten. Die Herren aber empfing die Markgräfin und ihre Tochter mit 36 Fräulein und anderen Frauen vor der Burg. Die junge Markgräfin küßte, nach Weisung ihres Vaters, die Könige, dann auch Hagen, obgleich er ihr fürchterlich erschien, Dankwarten und Volkern; sie faßte Gieselhers Hand und führte ihn in die Burg, wie Rüdiger und Gotelind Günthern und Gernoten. Ihre Schönheit zog aller Augen auf sich. Nach höflicher Kurzweil ging man zu Tische, und die

* Unterhalb Ingolstadt.

NIBELUNGEN.

Frauen entfernten sich, bis auf die alte Markgräfin. Nach Tische kamen die Frauen wieder, und unter mancherlei Scherzreden, vornämlich des zierlichen Spielmanns, pries dieser laut Rüdigers glücklich, daß Gott ihn mit einer so schönen Gattin und minniglichen Tochter begnadigt habe, welche er sich zum Weibe wünschte, wenn er ein König wäre. Rüdiger wandte ein, daß er und sein Weib Landflüchtige wären *, und große Schönheit der Jungfrau einem Könige nicht genügen könnte. Gernot wünschte sich auch eine solche Gattin, und Hagen trug sie Giselheren an, da sie von so hoher Geburt sei, daß er gern ihr, als Burgunden-Königin, diene. Rüdiger und Gotelinden gefiel dies gar sehr, und von Allen wurde die Heirath beschlossen. Die Jungfrau wurde herbeigeführt und verlobt, und Günther und Gernot sicherten ihr eidlich Burgun und Land zu, als Morgengabe. Rüdiger bot dagegen seine stete Treue, und weil er ** keine eigenen Burgun habe, zur Aussteuer 100 Saumlasten Goldes und Silbers. Die beiden Verlobten mußten in einen Kreis treten. Als man Dietlinden fragte, ob sie Giselheren wolle, schämte sie sich magdlich, und wollte ihn doch so gern; ihr Vater flüsterte ihr zu, daß sie Ja sagte, und alsbald umschloß sie Giselher mit seinen weissen Händen. Rüdiger beredete nun mit den Königen, daß er ihnen bei ihrer Heimfahrt seine Tochter mitgebe. In Freuden verging so der Tag, und sanft die Nacht. Bei der Abfahrt am vierten Tage empfangen die Helden noch kostbare Gastgeschenke, welche sie auf Chriemhildens Hochzeit (Fest) herrlich führten: Günther empfing ein Panzerhemde und Gernot ein Schwert von Rüdiger, Dankwart einen Wappenrock von der jungen Markgräfin, und Hagen erbat sich von der alten Markgräfin den Schild ihres gefallenen Sohns Nudung. Zuletzt spielte und sang Volker ihr ein Abschiedslied, und sie steckte ihm zwölf Ringe an die Hand.

In Rüdigers Geleite ritten die Helden mit Freuden an der Donau nieder ins Heimische Land. Vorausgesandte Boten verkündigten Etzeln die Ankunft der Nibelungen, deren Alle sich freuten.

Chriemhild trat in ein Fenster, und schaute hinaus nach ihren Blutsfreunden. Sie gedachte heimlich, bei dieser Hochzeit ihre Rache wohl zu vollbringen, was immer auch darnach geschehen möchte.

ACHT UND ZWANZIGSTER GESANG.

Dem alten Meister Hildebrand *** von Bern **** that die Ankunft der Burgunden Leid, und er bat seinen Herrn Dietrich, sie wohl zu empfangen. Wolhart rief sogleich nach den Rossen, und Dietrich ritt mit seinen Helden hinaus zu den Gezelten der Burgunden, und warnte sie vor Chriemhilden, die noch täglich Siegfrieden beweine. Die Burgunden ritten gleichwohl herrlich zum Hofe. Da war mancher Heune neugierig auf Hagen, der Siegfrieden, den stärksten Recken und Chriemhildens Mann, erschlagen habe. Der Held war wohlge wachsen, breit von Brust, sein schwarzes Haar mit grau gemischt, lang waren ihm die Beine, fürchterlich

* Rüdiger war aus Spanien zu Etzeln geflohen.

** Als Etzels Lehnsmann.

*** Hildebrand ist der wohlbekannte ritterliche Zucht- und Hofmeister Dietrichs und seiner Helden.

**** Verona, die Hauptstadt des Erbreichs Dietrichs, wonach er selbst und seine Helden auch Berner genannt werden. Sonst heißen sie auch Amelungen, nach dem Ostgothischen Königsstamme der Amaler.

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

sein Angesicht und herrlich sein Gang. Die Burgunden wurden nun beherberget, und die Knechte von den Herren abgesondert, wie Chriemhild arglistig angeordnet hatte, und Günther befahl dem Marschalk Dankwart das Gesinde. Da kam Chriemhild mit Gefolge zum Empfange der Nibelungen, grüßte und küßte allein Giselheren. Da band Hagen den Helm fest, und rief, man möge sich vorsehen. Chriemhild hieß ihn willkommen, dem, der ihn gerne sähe, und fragte, was er ihr mitbringe vom Rheine. Er erwiederte, hätte er sich dessen versehen, so wäre er wohl reich genug dazu. Sie fragte nun, wo er den Nibelungen-Hort hingethan, den er ihr doch zu bringen schuldig gewesen. Er antwortete, vorlängst hätten den seine Herren in den Rhein senken lassen, wo er bis zum jüngsten Tage bleiben müsse. Sie sagte darauf, sie habe es auch wohl gedacht, und allezeit um den Hort und dessen Herrn getrauert. Da rief Hagen: „ich bringe euch den Teufel! ich habe an Schild und Panzer und Helm genug zu tragen, und das Schwert * an der Hand!“ Chriemhild sagte, sie begehre nicht des Goldes, dessen sie die Fülle habe; sie möchte aber wohl noch zur Vergeltung des Mordes und Doppelraubes kommen. Darauf verkündigte sie, daß Niemand Waffen in den Saal tragen dürfe, und man ihr sie zur Aufbewahrung geben solle. Hagen versagte; es wäre ihm zu viel Ehre, daß eine Königin seinen Schild und Rüstung zur Herberge trage, das habe sein Vater ihm nicht gelehrt. Chriemhild rief Wehe, daß Hagen und ihr Bruder gewarnt wären, und drohte ihm den Tod, der es gethan habe. Da antwortete Dietrich zornig, er habe es gethan: „Nur zu, du Teufelin! Du sollt mich's nicht büßen lassen!“ Da schämte sich Chriemhild sehr; sie fürchtete Dietrichen bitterlich, und ging hinweg, nur mit Blicken ihrem Feinde dräuend.

Darauf fasten Dietrich und Hagen sich bei Händen, und jener bedauerte solchen Empfang. Dieser sagte, es werde alles wohl noch Rath.

Als Etzel ihn so stehen sah, fragte er nach ihm, und einer von Chriemhildens Leuten nannte ihm: Aldrians Sohn von Troneck. Etzel erinnerte sich wohl Aldrians, der sein Dienstmann gewesen, Ruhm und Ehre bei ihm erworben, und von ihm zum Ritter gemacht und beschenkt worden, so wie Helke ihm innig hold gewesen sei. Auch kannte er Hagen wohl, der mit Walther von Spanien als Geisel bei ihm aufgewachsen, und heimgesandt worden, dagegen Walther mit Hildegunden entronnen sei.

NEUN UND ZWANZIGSTER GESANG.

Da schieden sich Hagen und Dietrich, und jener bat nun Volkern, ihn zu begleiten. Sie ließen die Herren noch auf dem Hofe stehen, und gingen allein zu einem weiten Palaste Chriemhildens, und setzten sich gegenüber auf eine Bank: herrlich leuchtete ihre Rüstung, und gleich wilden Thieren wurden sie angegafft.

Auch Chriemhild sah sie durch ein Fenster, und weinte. Die Etzels-Mannen erboten sich, ihr Leid an Hagen zu rächen. Sie verhiels dafür reiches Gut. Da rüsteten sich ihre sechszig; Chriemhild aber verstärkte sie bis auf vierhundert, und ging unter Krone mit ihnen.

Volker sah sie die Stiege herabkommen, und warnte Hagen, wenn er sich hier Halses versähe. Hagen zürnte, er wisse wohl, daß es alles gegen ihn gerichtet sei: vor diesen Recken möchte er aber wohl noch heimreiten. Er fragte Volkern, ob er im Streite gegen sie ihm

* Das Nibelungen-Schwert Balmung, welches bei Siegfrieds Mord in Hagens Hände kam.

NIBELUNGEN.

beistehen wolle. Volker gelobte ihm, und wenn der König mit all seinen Recken daher käme, nimmer einen Fuß breit zu weichen. Hagen wünschte ihm Gottes Lohn dafür, und begehrte nun keiner andern Hülfe. Volker rieth aufzustehen, und ehrerbietig die Königin vorüber gehen zu lassen. Hagen aber wollte nicht: jene möchten wähen, es geschehe aus Furcht, auch zieme ihm nicht, den zu ehren, der ihn hasse, und nicht achte er Chriemhildens Zorn. Übermüthig legte er das blanke Schwert über seine Beine, aus dessen Knaufe ein Jaspis, grüner denn Gras, leuchtete: das Gefäß war gülden, und die Scheide eine rothe Borte. Wohl erkannte Chriemhild Siegfrieds Balmungen, und weinte.

Volker zog auf der Bank näher an sich „einen starken langen Fiedelbogen, gleich einem scharfen breiten Schwerte *.“ So saßen furchtlos die beiden Helden. Da trat ihnen die Königin dicht an den Fuß, und fragte Hagen, wer nach ihm gesandt habe. Hagen erwiederte, er komme als Dienstmann seiner drei Herren, hinter welchen er nie von einer Hofreise zurückgeblieben. Sie fragte nun, warum er denn ihren Siegfried erschlagen habe, den sie bis an ihr Ende beweinen müße. Hagen verdrofs der vielen Rede, er gestund, daß er es gethan, und Siegfried hart gebüßt habe, daß Chriemhild Brunhilden gescholten; er läugnete seine Schuld nicht, sie möge nun rächen, wer da wolle. Chriemhild mahnte jetzt Etzels Recken zur Rache. Sie sahen einander an, und einer sagte: er möge nicht um Gabe sein Leben verlieren. Ein anderer stimmte bei, und wollte für Thürme Goldes den Fiedler nicht bestehen, wegen seiner jähnen Blicke; auch kenne er Hagen von seiner Jugend her, wo er in zwei und zwanzig Stürmen manchen Frauen Herzeleid gethan, als er mit Walthern von Spanien für Etzeln so manche Schlacht gefochten; jetzo sei er vollends zu Jahren kommen, und ein grimmer Mann; auch trage er Balmungen, davor nichts bestehn könne. Damit kehrten Alle um, zum großen Herzeleide der Königin.

Da sprach Volker, sie sähen nun wohl die verkündigte Feindschaft, und rieth, wieder zu den Königen auf den Hof zu gehen, so dürfe niemand sie bestehen. Er pries, „wie so manches durch Furcht unterleibe, wenn so ein Freund dem Freunde freundlich beistehe.“ Beide gingen hin, und Volker rief ihren Herren zu, nicht länger dort im Gedränge zu stehen, sondern zum Könige zu gehen.

Dietrich nahm nun Günther an die Hand, Irnfried Gernoten, Rüdiger Giselhern: Volker und Hagen aber schieden sich nie mehr bis zum Tode. Ihnen folgten die tausend Nibelungen-Ritter und sechszig Hagens-Recken. Hawart und Iring gingen auch mit ihnen, und Dankwart hatte sich mit Wolfharten gesellt.

Als Günther so in den Palast trat, sprang Etzel vom Stuhle ihm entgegen, und hiefs alle, namentlich auch Hagen und Volkern, ihm und seiner Frauen herzlich willkommen. Hagen antwortete, wenn nicht mit seinen Herren, so wäre er schon Etzeln zu Ehren gekommen. Etzel führte die Gäste zu seinem Sitze, und man schenkte ihnen in weiten güldenen Schaalen Meth, Moras ** und Wein. Etzel betheuerte, daß ihm nie liebere Gäste gekommen, und Rüdiger pries ihre Treue.

Es war am Sonnenwende-Abend. Etzel ging mit den Gästen zu Tische, und bewirthete sie mit dem köstlichsten Mahle.

* Nämlich das Schwert selber.

** Obstwein.

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

DREISSIGSTER GESANG.

Mit der Nacht focht auch die Sorge die wegemüden Gäste an. Hagen rieth, schlafen zu gehen; Günther beurlaubte sich, und Etzel entliefs ihm freundlich. Die Heunen aber drängten die Gäste von allen Seiten. Da dräute Volker manchem einen so schweren Geigen-Schlag *, das seine Freunde es beweinen möchten: es hiefsen zwar Alle Ritter, wären aber nicht gleich gemuth. Hagen blickte über Achsel, und empfahl den Heunen den Rath des Spielmannes, und wer Streit wolle, der möge morgen früh, nachdem sie ausgeruht, kommen, wie es sich zieme.

Drauf führte man die Gäste in einen weiten Saal, wo ihnen Betten bereitet waren, lang und breit, mit köstlichen Teppichen von Arras **, Umbängen von Arabischer Seide, mit glänzenden Borten besetzt, und Decklaken von Hermelin und schwarzem Zobel.

Giselher aber rief wehe über die Nacht: wie gülich es ihnen auch seine Schwester erboten, doch fürchte er durch sie ihren Aller Tod. Hagen hiefs Alle ruhig schlafen, er wolle selber die Schildwacht halten und sie wohl behüten. Das dankten ihm Alle, entkleideten sich bald, und legten sich nieder. Hagen dagegen wappnete sich.

Da erbot sich Volker, wenn er's nicht verschmähe, zu seinem Gesellen. Hagen wünschte ihm Gottes Lohn dafür: er begehre nie eines andern Gesellen in Noth, und wolle es ihm vergelten. Nun legten beide die lichte Rüstung an, nahmen den Schild, und gingen hinaus vor die Thür. Volker lehnte den Schild an die Wand, ging wieder hin, und nahm die Fiedel; er setzte sich unter die Thür auf den Stein ***, und spielte so lieblich, das Alle es ihm dankten. Seine Kraft und seine Kunst waren beide groß: er liefs seine Saiten erklingen, das das ganze Haus wiederhallte; immer sanfter und süßer fiedelte er dann, und wiegte so manchen sorgenden Mann in den letzten Schlummer.

Als alle entschlafen waren, nahm er wieder den Schild und ging vor die Thür. Um Mitternacht sah er aus dem Dunkel einen Helm schimmern. Es waren Chriemhildens Mannen, welche sie ausgesandt hatte, Hagen zu erschlagen, jedoch niemand weiter. Volker sagte es Hagen, und dieser wollte sie näher heran lassen, um sie mit abgeschlagenen Helmen Chriemhilden zurückzusenden. Einer der Heunen aber gewahrte die beiden, und alsbald kehrten alle um. Da wollte Volker zornig ihnen nach. Hagen aber beschwur ihn, zu bleiben; denn kämen sie beide in den Streit, so sprängen leicht ihrer etliche ins Haus, und thäten an den Schlafenden unverwindlichen Schaden. Da rief ihnen Volker doch nach: wenn sie so gewappnet, als Schächer **** ausritten, so wollten sie beide dabei sein; und als jene schwiegen, schalt er sie zage Bösewichter, die im Schlafe morden wollten.

Als Chriemhild vernahm, das ihre Boten nichts ausrichteten, ergrimte sie, und stellte es nun anders an.

* Mit dem Schwert-Fiedelbogen.

** Also damals schon *Arrazzi*.

*** Die Steinbank an der Seitenwand der Thüre.

**** Raubmörder.

NIBELUNGEN.

EIN UND DREISSIGSTER GESANG.

Am Kühlen der Panzerringe von der Morgenluft spürte und verkündigte Volker den Tag. Bald schien der lichte Morgen in den Saal, und Hagen weckte überall die Schlafenden, ob sie zur Messe ins Münster gehn wollten. Da wurde nach Christlicher Weise geläutet, aber ungleich gesungen, so daß man wohl hörte, Christen und Heiden wären nicht überein. Alle waren nun aufgestanden, sie wollten zur Kirche, und legten Festkleider an. Hagen aber mahnte sie an das Geschehene und an Chriemhildens Arglist, und rieth ihnen, „anstatt der Rosen die Schwerter, anstatt der gesteynten Kränze die lichten Helme, anstatt der seidenen Hemden die Panzerhemden *; und anstatt der reichen Mäntel die tiefen Schilde zu tragen,“ denn sie müßten wahrlich heute streiten. Auch mahnte er Alle, andächtig zur Kirche zu gehen, Gott ihre Noth zu klagen, und alle ihre Sünden zu bekennen und zu bereuen: denn sicherlich nahe ihnen allen der Tod, und nie mehr hörten sie Messe, es wäre denn Gottes Wille.

So gingen sie zu dem Münster. Nun kam auch Etzel mit Gefolge, daß es hoch aufstaupte. Als er die Burgunden so gewappnet sah, fragte er, ob ihnen jemand was gethan hätte, und erbot sich zur Bulse. Hagen verneinte; es sei nur Sitte seiner Herren, auf allen Hochzeiten drei Tage gewappnet zu gehn. Da blickte ihm Chriemhild feindlich unter die Augen, doch wollte sie ihn nicht Lügen strafen.

Nach dem Gottesdienste ritt Chriemhild zum Palast, und setzte sich mit ihren Frauen in die Fenster, das Ritterspiel auf dem Hofe zu schauen. Da kam auch Dankwart mit den Knechten und Rossen, die Nibelungen saßen auf, und Volker rieth, nach ihren Landessitten zu buhurdieren **. Dietrichs Mannen ritten ihnen entgegen: Dietrich aber, besorglich, verbot ihnen das Spiel; ebenso that Rüdiger den Seinen.

Nun kamen die Thüringen und Dänen, 1000 Mann, mit Irnfried und Hawart; die Burgunden boten ihnen manche Lanze. Darauf kam Blödelin mit 3000 Mann. Chriemhild hoffte, daß aus dem Spiel Ernst, und sie gerochen würde. Noch buhurdierten Schrutan und Gibich, Ramung und Hornboge, nach Heunischen Sitten, mit den Burgunden, daß die Speerschäfte hoch über die Wand des Saales stoben. Die Nibelungen gewannen den Preis.

Indem ritt ein Heunischer Markgraf so zierlich daher, und so schön gekleidet, wie eine Rittersbraut: er mochte da wohl in den Fenstern ein Liebchen haben. Da sprach Volker, er könne diesen Frauenknecht nicht ungezüchtigt lassen: es müsse ihm ans Leben gehn. Günther bat, es lieber die Heunen anheben zu lassen. Hagen aber wollte den Buhurd mehren, damit man sähe, wie sie reiten könnten: Volker ritt hin, und stach im Kampfsiele dem Heunen den Speer durch den Leib. Hagen rückte ihm hurtig nach mit seinen sechszig Recken; auch die drei Könige wollten ihren Spielmann nicht im Stiche lassen, und so ward da von tausend Helden *** kräftig und hochfächtig geritten.

Die Verwandten des Erschlagenen erhuben laute Wehklage, und als sie hörten, daß Volker es gethan, riefen sie nach Schwertern und Schilden. Es erhub sich allgemeiner Lärm. Die Burgunden stiegen ab, und stießen die Rosse zurück.

* Halsberge, Franz. *haubert*, *haubergeon*.

** Tarnieren, in ganzen Schaaren.

*** Die 1000 Nibelungen-Burgunden.

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

Da eilte Etzel, der mit Chriemhilden alles wohl gesehen hatte, aus einem Fenster, rifs einem Heunen das Schwert aus der Hand, und schlug sie alle zurück. Er sagte, der Heune sei ohne Volkers Schuld durch einen Sturz erstochen, und gebot Frieden.

Die Knechte zogen nun die Rosse zu den Herbergen, und Etzel führte seine Freunde in den Palast: die Tische wurden bereitet und Handwasfer * gereicht. Nach ihnen drang aber manche gewappnete Schaar zu Tische, ob sie etwa ihren Blutsfreund rächen könnten. Etzel schalt ihre Unzucht, gewappnet zu eisen, und dräute jedem den Tod, der seinen Gästen ein Leid thäte. Es währte aber lange, ehe Alle sich setzten.

Chriemhild war eifrig um ihre Rache besorgt, und bat Dietrichen um Hilfe. Hildebrand antwortete, wer die noch unbezwungenen Nibelungen um einen Schatz schlüge, der thäte es ohne ihn. Chriemhild bot ihr Gold jedem, der nur Hagen, ihres Siegfrieds Mörder, erschläge. Hildebrand verkündigte: dann erhöbe sich leicht eine solche Noth, das arme und Reiche umkämen. Dietrich verwies Chriemhilden solche Bitte gegen ihre Verwandten und Gäste und seine Freunde.

Nun wandte sich Chriemhild an Blödelin. Er weigerte sich, aus Furcht vor Etzeln; sie aber bot ihm Silber und Gold, und eine schöne Maid, Nudungs ** Witve, sammt der Mark, die Nudung besafs ***; da verhiefs er ihr, unversehens den Streit zu erheben, und ihr Hagen gebunden zu überantworten, und rief alsbald alle seine Mannen zu den Waffen.

Hierauf ging Chriemhild mit Etzeln zu Tische: gekrönte Könige, Fürsten und Ritter gingen vor ihr her. Der Wirth gab seinen Gästen überall die höchsten und besten Sitze bei ihm. Christen und Heiden afsen gesondert, und Allen trug man die Fülle. Das übrige Gesinde afs in den Herbergen. Chriemhilden war ihr altes Leid so tief ins Herz gegraben, das sie sogar ihren und Etzels Sohn zu Tische bringen liefs, wenn etwa der Streit nicht anders erhoben werden könnte. Da trugen vier Etzels-Mannen den jungen König Ortlieb **** zum Tische der Fürsten, wo auch Hagen safs. Etzel zeigte seinen Schwägern seinen und ihrer Schwester eigenen Sohn, verkündigte ihm Kraft und Ruhm, wenn er dem Geschlechte nachartete, gelobte, ihm bald zwölf Länder zu geben, und bat die Schwäger, ihm bei der Heimfahrt mit an den Rhein zu nehmen, und nach Ehren zu erziehen *****; so würde er ihnen dereinst noch eine gute Hilfe sein. Darauf sprach Hagen, das möchte wohl geschehen, wenn Ortlieb zum Manne heranwüchse: doch sähe der junge König aus, als ob er nicht lange leben sollte, und er würde selten nach ihm zu Hofe gehn. Der König blickte Hagen an: die Rede kränkte ihn, obwohl er nichts darauf erwiederte. Auch den anderen Fürsten that es weh, und alle verdrofs, das sie's versitzen sollten.

* Man afs ohne Messer und Gabel, wie noch im Morgenlande.

** Des obgedachten Sohnes Rüdigers.

*** Das obige Schwänenfeld und Nürnberg, der Nordgau; nach Andern, die Steiermark.

**** Er war 5 Jahr alt.

***** Es war uralte Sitte, vornämlich auch der Fürsten, das die Söhne nicht im älterlichen Hause, sondern bei einem Verwandten (vornämlich Mutterbruder) oder bei sonst einem berühmten Herrn als Knappen erzogen wurden, und die Lehrjahre der Ritterschaft bestanden.

NIBELUNGEN.

ZWEI UND DREISSIGSTER GESANG.

In der Weile hub sich Blödel mit tausend Helmen zu der Herberge, wo Dankwart mit den Knechten über Tische safs. Dankwart hiefs ihn höflich willkommen, und fragte ihn um sein Gewerbe. Blödel verschmähte den Grufs, denn dies Kommen bedeute Dankwarts und vieler Anderer Tod, um seinen Bruder Hagen, der Siegfrieden erschlagen. Dankwart entschuldigte sich, er sei noch ein kleines Kind gewesen, als das geschehen *. Blödel wollte sich nicht weiter darauf einlassen: genug, es hätten seine Verwandten, Günther und Hagen, gethan; er hiefs Alle sich wehren, sie müsten mit dem Tode Chriemhildens Pfand sein. Da bereute Dankwart laut sein Bitten, sprang vom Tische, zog ein langes, scharfes Schwert, und schlug Blödeln einen so „schwinden Schwang,“ dafs ihm das Haupt in dem Helme flugs vor den Füfsen lag, und rief: „Das sei deine Morgengabe zur Nudungs-Braut! morgen mag man sie einem andern Manne vermählen, wenn er denselben Brautschatz will!“ — Ein treuer Heune hatte ihm diese Anstiftung der Königin verrathen. — Als Blödels Mannen ihren Herrn erschlagen sahen, sprangen sie mit geschwungenen Schwertern auf die Knechte ein. Dankwart mahnte diese laut zu standhafter Gegenwehr in der Noth. Die keine Schwerter hatten, reichten nach den Bänken und Schämeln, und schlugen mit den schweren Stühlen viel Beulen durch die Helme. Mit Macht trieben sie die Gewappneten aus dem Hause, doch blieb deren mehr als fünfhundert drinnen todt, und vom Blute roth und nafs stand da das Gesinde.

Bald aber drang ein übermächtiges Heer in die Herberge, und sämtliche 9000 Knechte wurden erschlagen: Dankwart allein schlug sich durch, und ging hauend, „wie ein wilder Eber vor den Hunden,“ zum Hochzeitsaale, trat blutriefend in die Thür, und verkündigte das Ungeheure.

DREI UND DREISSIGSTER GESANG.

Als bald schlug Hagen Ortlieben das Haupt ab, dafs es der Mutter in den Schoofs sprang, hieb dann dem Fiedler Werbel, wegen der Botschaft, die Hand auf der Fiedel ab, und legte dem Erzieher Ortliebs das Haupt vor die Füfs. Alle sprangen auf, und Kampf und Mord erfüllte den Saal. Dankwart liefs niemand hinaus, noch herein, und Volker spielte nun auf der Bluthochzeit den Heunen zum Todtentanz auf, wobei auch die drei Könige wacker drein schlugen. Angstvoll safs Etzel da: „was half ihm, dafs er König war!“ Chriemhild rief Dietrich um Hülfe an, „denn erreicht mich Hagen, ich habe den Tod an der Hand.“ Dietrich sprang auf eine Bank, und wie ein Heerhorn erscholl seine Stimme durch den Sturm. Günther gebot Stillstand, und Dietrich verlangte Frieden, und erhielt ihn; desgleichen Rüdiger; und beide verliessen mit ihren 600 und 500 Mannen den Saal. Dietrich führte unter seinen Armen den König und die Königin mit hinaus. Einen Heunen aber, der mit hinaus schlüpfen wollte, schlug Volker, dafs das Haupt vor Etzels Füfs rollte. Und so wurden alle übrigen Heunen im Saale erschlagen. Da ward Todtenstille; die Nibelungen ruhten; Hagen und Volker bewachten die Thür.

* Er war jedoch schon mit Siegfried zehn Jahre früher im Sachsenkriege.

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

VIER UND DREISSIGSTER GESANG.

Auf Giselhers Rath wurden die Todten hinausgetragen, und 7000 über die Stiegen hinab geworfen, so daß mancher erst von dem hohen Falle starb. Darob erhub sich von ihren Fremden Wehklage. Da rief Volker, es bewähre sich, daß die Heunen nichtswürdig wären, da sie klagten wie die Weiber, anstatt der Verwundeten zu pflegen. Ein Markgraf wollte hierauf einen Verwandten aus dem Blute wegtragen: den schoß aber der Spielmann über ihm zu Tode. Da flohen die Übrigen von hinnen, und fluchten dem Fiedler. Der hub einen scharfen Gehr auf, welchen ein Heune hinaufgeschossen hatte, und schoß ihn fern über die Feinde hin, und wies ihnen dadurch ihre Stelle weiter vom Saal an.

Da standen Tausende umher, und Volker und Hagen redeten nun mit Etzeln nach Herzenslust. Hagen rief, es ziemte wohl dem Fürsten, daß er auch fochte, wie seine Herren. Etzel ermannte sich und faßte seinen Schild. Chriemhild hieß ihn aber lieber im Schilde den Recken sein Gold bieten, denn erreiche ihn Hagen, so habe er „den Tod an der Hand.“ Etzel wollte nicht abstehen, so daß man ihn beim Schildfessel zurückziehen mußte. Da höhnte Hagen ihn abermals: es sei eine ferne Sippschaft, die Etzel und Siegfried durch Chriemhilden zusammen haben *.

Chriemhild bot dem, der ihr Hagens Haupt brächte, Etzels Schildesrand voll Goldes, dazu gute Burgen und Land.

Etzel wehklagte und weinte, und viele Recken mit ihm. Der Spielmann spottete: er habe nie Helden so zage bei so hohem Solde gesehen; sie äßen lästerlich des Fürsten Brot, den sie hier in der größten Noth verließen.

Das nahmen die Besten sich zu Herzen, und vor allen Iring, der Markgraf von Dänemark.

FÜNF UND DREISSIGSTER GESANG.

Iring rief nach seinen Waffen, und wollte Hagen bestehen. Hagen widerrieth es: zween oder drei solche sende er ungesund wieder hinab. Iring verachtete übermüthige Worte, und ward alsbald gewappnet; mit ihm der junge Landgraf Irnfried von Thüringen und der starke Hawart von Dänemark, sammt tausend Mann. Als der Fiedler ihn so kommen sah, strafte er ihn Lügen. Iring aber wollte allein Hagen bestehn, wie gräulich er auch wäre, und erbat es fußfällig von seinen Gefährten. Er schwang nun den Speer, deckte sich mit dem Schilde, und lief hinauf zu Hagen. Nachdem beide die Speere durch die Schilde geschossen, daß die Stangen zerstoben, griffen sie zu den Schwertern, und schlugen auf einander, daß die Burg wiederhalle. Doch konnte Iring Hagen nicht verwunden, und lief den Fiedler an. Der beschirmte sich aber auch wohl, und schlug Iringen, daß ihm das Gespänge ** über den Schild hin stob. Da lief Iring Günthern an: auch hier konnte keiner den andern verwunden. Iring

* Doppelter Spott, weil es schon, laut Tacitus, Germanischer Sinn war, daß Mann und Weib Ein Leib, und die Heirath der Witve gegen die Sitte (sie folgte dem Manne selbst in den Tod, wie die Nordische Brunhild dem Siegfried): Etzel brauchte also Siegfrieds Tod nicht zu rächen, was sonst die, auch Germanische, Blutrache forderte.

** Stahlspangen des Schildes.

NIBELUNGEN.

sprang nun zu Gernoten, und hieb ihm das Feuer aus den Panzerringen; Gernot aber hätte Iringen beinahe in den Tod gesendet. Schnell wandte sich Iring, und erschlug viere der Burgunden. Da sprang Giselher zornig hin, und schlug ihn, daß er nieder ins Blut schofs, und Alle ihn todt wähten. Er aber sprang auf, rannte aus dem Saale, und verwundete Hagen. Da frohlockte Chriemhild. Auf Hagens Aufforderung versuchte Iring abermals den Zweikampf, wurde aber von ihm erschlagen. Sterbend warnte er seine Freunde vor Chriemhildens Gold. Irnfried und Hawart wollten ihn rächen, wurden aber auch von Volker und Hagen erschlagen.

Als die Dänen und Thüringen ihre Herren todt sahen, stürmten sie gegen die Thür, und ein schrecklicher Kampf begann. Da rief Volker, man solle sie hineinlaffen, daß sie mit dem Tode den Lohn der Königin erwürben. Tausend und viere kamen hinein: im schwinden Saus blitzten da die Schwerter, und alle wurden erschlagen. Darauf ward wieder eine Stille, das Blut rieselte allenthalben durch die Löcher * hinab.

Abermals saßen die Burgunden zu ruhen, und legten die Waffen aus der Hand: der Spielmann aber stund vor der Thür, und spähte, ob noch wer zum Streite käme.

Der König und die Königin wehklagten; Frauen und Mägde quälten in Jammer ihren Leib. Der Tod aber hatte sich gegen sie noch fürder verschworen.

SECHS UND DREISSIGSTER GESANG.

Hagen rief in den Saal seinen Freunden, sie möchten die Helme abbinden, er und Volker würden sie zeitig genug warnen. Das thaten die Kampf müden, und setzten sich auf die Todten, die vor ihnen in das Blut gekommen waren.

Noch vor Abend boten der König und die Königin zwanzigtausend Heunen auf. Ein harter Sturm erhob sich abermals gegen die Gäste. Dankwart, den man schon todt wähte, sprang hinaus vor die Thür, und zeigte, daß er noch gesund war. Der Streit währte, bis die Nacht ihm schied. Die Gäste wehrten sich, als Helden, den längsten Sommertag. Zur Sonnenwende geschah dieser große Mord und Chriemhildens Rache an ihren nächsten Blutsfreunden und manchem andern Mann.

Der Tag war nun zerronnen, und die Sorge nahte. Sie wollten lieber einen kurzen Tod, als lange da sich quälen. Sie verlangten mit Eizeln Frieden zu stiften. Im blutigen Harnische traten die drei Könige aus dem Hause. Eizel und Chriemhild kamen mit großer Schaar, die sich aus ihrem Lande umher stets mehrte. Er versagte ihnen Sühne, nachdem sie ihm sein Kind und so viel Blutsfreunde getödtet. Günther entschuldigte sich durch die Noth, weil all sein Gesinde in der Herberge trenlos erschlagen worden.

Fast hätte man sie hinausgelaffen, aber Chriemhild widerrieth. Da klagte Giselher noch seine „schöne Schwester **“ an, daß sie ihn zu solcher Noth geladen, da er ihr doch stets getreu gewesen, und bat sie um Gnade. Sie versagte: sie habe selber Ungnade ***, und Hagen ihr so großes Leid gethan, daß sie unversöhnlich bleibe bis in den Tod; nun gebot die

* Am Fußboden des Saales zum Abflusse des Wassers beim Reinigen, auch zum Luftzuge.

** Sie ist, obschon 34 Jahre seit ihrer Hochzeit mit Siegfried verfloßen, von unsterblicher Schönheit, wie Helena 20 Jahre nach dem Trojanischen Kriege. Ebenso ist Giselher immer noch das Kind, obschon er bei derselben Hochzeit ein Jüngling war.

*** Unheil, *disgrace*.

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

Königin all ihren Helden, daß sie die noch außen Stehenden in den Saal trieben, und großer Sturm erhob sich abermals: dann liefs Chriemhild den Saal an allen vier Enden anzünden, der von einem Winde bald überall entbrannte. Nie kamen Helden in größere Noth, und das Feuer quälte sie entsetzlich. Viele wünschten sich lieber im Kampfe todt, und baten Gott um Erbarmen. Einer rief, daß er vor Durst in der Hitze bald verschmachten müße. Da sprach Hagen:

„Ihr edlen Ritter gut,
Wen der Durst nun zwingt, der trinke hier das Blut,
Das ist in solchen Nöthen noch besser denn der Wein:
Für Trinken und für Speise mag nichts anderes nun sein.“

Hierauf kniete einer nieder zu einem Todten, band den Helm ab, und trank das aus den Wunden fließende Blut. Wie ungewohnt er's war, doch dächte es ihm gar gut, und er dankte Hagen für den Rath: nie wäre ihm ein besserer Wein geschenkt worden.

Als die Andern das hörten, da trunken auch sie das Blut, davon erstarkten sie also, daß es noch manch schönes Weib beweinte.

Das Feuer aber fiel gewaltig auf sie in den Saal, und sie leiteten es mit den Schilden von sich nieder. Da rieth ihnen Hagen, an die Wand des Saales zu treten, und die Brände nicht auf ihre Helmbänder fallen zu lassen:

„Tretet sie mit den Füßen tiefer in das Blut:
Es ist ein' arge Hochzeit, die uns die Königin hie thut.“

In solchen Leiden zerrann ihnen jedoch die Nacht.

Am Morgen versuchten es abermals 1200 Mann gegen sie, deren noch 600 waren: aber alle Biedermänner wurden Eizeln erschlagen, und man hörte überall nur Wehklage.

SIEBEN UND DREISSIGSTER GESANG.

Rüdiger und Dietrich wollten vergeblich Frieden stiften. Einen Heumen, der laut Rüdigers Unthätigkeit schalt, erschlug er mit der Faust. Etzel und Chriemhild flehten ihn fußfällig um Hülfe und Rache; sie mahnten ihn an seinen Schwur, all ihr Leid hier zu rächen, und der König forderte Diensttreue, ja bot ihm ein Königreich. So mußte Rüdiger, der lieber arm mit Weib und Kind wieder landflüchtig weg gewandert wäre, endlich, nach langer Weigerung, in den Kampf treten gegen seine Gastfreunde und Schwiegersonn.

Da erschrakn die Nibelungen; sie zeigten ihm alle seine hier auf der Hochzeit so herrlich bewährten Gastgeschenke, und er tauschte noch mit Hagen dessen zerhanenen Schild. Dafür gelobten Hagen und Volker ihm Frieden, nicht aber seinen 500 Mannen, mit denen Rüdiger in den Saal stürmte, und viele Burgunden erschlug. Da ergrimmte Gernot, und rief ihn an: seine Gabe * werde nun so hoch verdient, als möglich. Ehe der Markgraf herankam, ward noch mancher Harnisch blutig. Dann schlugen beide ritterlich auf einander, und schirmten sich lange: ihre Schwerter aber waren zu scharf, Rüdiger schlug Gernoten durch den felsharten Helm, daß das Blut niederfloß. Sogleich schwang Gernot Rüdigers Gabe hoch empor, und schlug ihn durch den Schild bis auf die Helmspangen: da fielen beide todt nieder.

Hagen beklagte laut den großen Schaden, den beider Land und Leute nimmer überwänden:

* Das Schwert.

NIBELUNGEN.

Rüdigers Helden aber sollten dafür zum Pfande bleiben. Da ward mancher ohne Wunden niedergeschlagen, und über ihm solch Gedränge, das er in dem Blut ertrank. Auch Giselher beklagte herzlich seinen Bruder und seinen Schwäher, dessen Mannen er es nun entgelten liefs. „Der Tod suchte sehr nach seinem Gesinde,“ und auch nicht einer blieb am Leben.

Da gingen Günther und Giselher, Hagen, Dankwart und Volker über die beiden Erschlagenen, und von Helden wurden diese nun herzlich beweint. Giselher aber hiefs die Sturmüden an den Wind treten, das die Ringpanzer ihnen erkühlten zum letzten Kampfe.

Da sah man diesen sitzen, jenen sich anlehnen, abermals waren sie mülsig, und der Sturm vertoset.

Die Stille währte so lange, das Chriemhild wehe rief über Rüdigers Untreue, der ihren Feinden heim helfen, oder Sühne stiften wolle. Darauf antwortete ihr Volker: das sei leider teuflisch gelogen; Rüdiger habe ihr Gebot so willig geleistet, das alle mit ihm todt lägen.

Und ihr zum Herzeleide ward Rüdigers blutiger Leichnam hervorgetragen, das Alle ihn sahen.

ACHT UND DREISSIGSTER GESANG.

Da erhob sich so ungeheures Jammergeschrei, das es auch zu Dietrichen erscholl. Er sandte Hildebranden hin, dem alsbald, wider Verbot, alle 600 Amelungen gewappnet folgten. Als sie Rüdigers Tod vernahmen, „flossen ihnen Thränen über Bärte und Kinne,“ und herzlich beklagten sie den langjährigen Gastfreund und Kampfgenossen. Sie forderten den Leichnam, sollten ihn aber sich holen; von scharfen Worten, vornämlich Volkers und Wolfharts, griffen sie bald zu den Schwertern, und wie ein wüthender Leue stürmte Wolfhart hinan zu Volkern, und Hildebrand zu Hagen; sie schlugen grimmig auf einander, wurden aber durch die nachdringenden Helden getrennt: so ward der Kampf zwischen den Amelungen und Nibelungen allgemein, und so fürchtbar, wie keiner zuvor.

Dietrichs Genossen, Ritschart, Gerbart, Helfrich und Wighard, bewährten ihren Heldenmuth, und herrlich schritt Wolfbrand im Sturme daher. Hildebrand focht wie ein Wüthender, und von Wolfharts Schwerte sanken die Todten in das Blut.

Siegestab erzeigte sich als Dietrichs Schwestersohn, und „hieb den blutigen Bach aus Helmen und Harnischen.“ Da sprang der Fiedler zornig hin, und spielte ihm so auf, das er stracks todt lag. Hildebrand rief weh, und schlug so grimmig auf den Spielmann, das ihm die Spangen vom Helme und Schilde allenthalben gegen die Wände stoben, und es sein Ende war.

Da schlugen die Amelungen alle, das die Panzerringe und Schwertsitzen weit weg wehten, und „holten den heifsließenden Bach aus den Helmen.“

Volkers Fall war Hagens grösstes Leid auf dieser Todeshochzeit, er beklagte den besten Heergesellen, gelobte ihm Rache, und stürmte mit emporgehobenem Schilde durch den Saal, Alles niederhauend.

Helfrich erschlug Dankwarten: mit Herzeleid sahen Günther und Giselher ihn fallen.

Dieweile hatte Wolfhart sich zum dritten Male durch den Saal gehauen, Alles vor sich nieder-mähend. Da rief Giselher ihn an; beide schlugen sich durch weite Wunden zu einander hin, und Wolfhart drang so gewaltig heran, das ihm das Blut über das Haupt hinsprang. Giselher hieb ihn durch den Harnisch, das das Blut niederschofs. Als Wolfhart die Todeswunde empfand, liefs er den Schild fallen, schwang sein Schwert mit beiden Händen hoch empor, und schlug Giselheren durch Helm und Harnisch.

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

Alle Amelungen und Nibelungen waren nun gefallen, bis auf Günthern selber und Hagen, die stunden im Blute bis an die Knie.

Wolfharts Fall war Hildebrands größtes Herzeleid; er ging hin, umfasste ihn, und wollte ihn aus dem Hause tragen: er war ihm zu schwer, und entfiel ihm wieder in das Blut. Da blickte der todtvunde Mann auf, sagte seinem Oheim, er könne ihm nicht mehr helfen, und warnte ihn vor Hagen:

„Der trägt in seinem Herzen einen grimmen Muth.

Und ob mich meine Freunde nach Tode wollen klagen,
Den nächsten und den besten, den sollt ihr von mir sagen,
Dafs sie nach mir nicht weinen, das ist ohne Noth:
Vor eines Königs Handen lieg' ich hie herrlich todt *.

Ich hab' auch so vergolten hierinne meinen Leib,
Dafs es wohl mögen beweinen der guten Ritter Weib;
Ob euch das jemand frage, so mügt ihr balde sagen:
Vor mein eines Handen liegen wohl hundert erschlagen.“

Da gedachte Hagen an den Spielmann, dem Hildebrand das Leben abgewann, und schlug, dafs Balmung laut auf ihm erklang. Hildebrand erwiederte es mit seinem breiten und scharfen Schwerte **, doch konnte er Hagen nicht verwunden, der ihn dagegen durch den Harnisch hieb; da warf er den Schild über den Rücken, und entfloh.

Dietrich safs sorglich da, und als er Hildebranden bluttriefend kommen sah, ahnte er sogleich, was geschehen. Hildebrand gestund, dafs Hagen ihn verwundet, welchem Teufel er kaum entronnen sei. Dietrich hiefs es gerechte Strafe für den gebrochenen Frieden, und wäre er nicht verwundet, so sollte es ihm ans Leben gehen. Hildebrand schwichtigte Dietrichs Zorn; der Schade wäre so schon allzu grofs, die Burgunden hätten ihnen Rüdigers Leichnam verweigert. Da wehklagte Dietrich, dafs Rüdiger doch todt wäre, bejammerte Gotelinden, seiner Basen Kind ***, beweinte den treuen Freund und Helfer ****. Er befahl Hildebrand, dafs seine Mannen sich bald wappneten, und sein Sturmkleid brächten; er wolle selber mit den Burgunden reden. Da sprach Hildebrand:

„Wer soll zu euch gehn?
Was ihr habt der Lebenden, die seht ihr bei euch stehn:
Das bin ich ganz alleine, die andern die sind todt.“

Da erschrak Dietrich: es war das gröste Leid, das ihn je traf, und er rief:

„So hat mein Gott vergessen; ich armer Dietrich!
Ich war ein König hehre, viel gewaltig und viel reich *****.“

Nimmer hätte das von den streitmüden Gästen geschehen können, aufser durch sein Unglück. Er vernahm den Hergang, und beklagte nun alle seine treuen Mannen: vornämlich

* Dieser Heldenspruch ist auch in anderen Gedichten berühmt. Im ähnlichen Sinne tröstete Hagen hier über Blüdelins Tod.

** Es hiefs Brünig.

*** Sie war aus dem Amelungischen Königsstamme.

**** Bei der Flucht zu Etzeln.

***** Wortspiel mit seinem Namen Diet-rich, von *diet*, Volk, und *rich*, reich, also der Volks-reiche.

NIBELUNGEN.

Wolfharten, um dessen Verlust ihm seine Geburt gereute; und so alle, die ihm einst heimhelfen sollten.

„Das ist an meinen Freunden mir der letzte Tag:
O wehe, daß vor Leide niemand zu sterben vermag!“

Er wehklagte so laut, daß das Haus wiederhallte, bis er wieder rechten Mannes-Muth gewann. Da suchte er selber seine Rüstung, und Hildebrand half ihm sich wappnen.

NEUN UND DREISSIGSTER GESANG.

Hagen sah beide kommen, und sagte Günthern, Dietrich komme zur Rache; wie stark und gräulich der sich aber dünke, doch wolle er ihm bestehen, und heute werde man schauen, wem der Preis gebühre. Indem trat Dietrich vor das Haus, wo die beiden Recken aufsen an die Wand gelehnt stunden; er setzte seinen Schild nieder, und fragte, was er ihnen gethan, daß sie ihn, den Landflüchtigen, Rüdigers und all seiner Mannen beraubt hätten: sie könnten sein Leid durch ihren eigenen Verlust ermessen. Hagen entschuldigte durch Nothwehr gegen die Gewappneten. Dietrich rügte dagegen den Spott bei Verweigerung von Rüdigers Leichnam. Günther erwiederte, es sei nur Etzeln zu Leide geschehen, bis Wolfhart zu schelten angehoben. Dietrich sagte, es habe nun einmal so sein sollen, und bat Günthern, zur Sühne und Vergütung des Leides, sich und Hagen als Geisel zu ergeben: so wolle er sie sicher heim geleiten. Hagen fand es unrühmlich für zwei noch so wehrhafte Helden, gegenüber zwei anderen. Da rieth Hildebrand, den Frieden anzunehmen, weil es noch Zeit wäre. Hagen spottete, er nähme freilich lieber den Frieden, als daß er so schmähhch flöhe, wie Hildebrand; er hätte ihn standmuthiger gewähnt. Hildebrand fragte, wer es denn gewesen, der vor dem Wasgensteine auf einem Schilde gesessen, während ihm Walther von Spanien so viel Freunde erschlagen *. Da zürnte Dietrich, daß Helden wie die alten Weiber schölten, und gebot Hildebranden Schweigen. Dann mahnte er Hagen der früheren Rede. Hagen war bereit, allein ihn zu bestehen.

Nun erhob Dietrich den Schild, und Hagen sprang ihm von der Stiege entgegen, und liefs das Schwert laut auf ihm erklingen. Dietrich schirmte sich vorsichtig, er kannte Hagen wohl, und fürchtete auch Balmungen; endlich aber schlug er ihm eine Wunde tief und lang. Da hielt er's für schimpflich, ihn zu tödten, liefs den Schild fallen, umschlofs ihn mit Armen, zwang und band ihn.

So führte er ihn zu Chriemhilden, und übergab ihr den kühnsten Recken, der jemals ein Schwert trug. Da ward sie fröhlich nach so langem Leide. Sie dankte Dietrichen, und wollte es ihm immerdar vergelten. Dietrich liefs sie den Gebundenen leben lasen, er werde ihr noch das angethane Leid vergüten. Sie liefs ihn in ein Gefängnis führen, und verschließen.

Da rief Günther nach Dietrichen um Rache. Dietrich ging hin, und Günther lief ihm entgegen vor den Saal, und laut erklangen beider Schwerter. Wieviel und lange Dietrich auch

* Der schon oben, von Etzel, sowie bei Walther von der Vogelweide, erwähnte Held Walther, der, mit Hildegunden aus der Geiselschaft bei Etzeln fliehend, im Engpasse der Vogesen, d. i. der Wasgenstein, von den Wormser 12 Helden angerannt wurde, und sie nach einander besiegte, zuletzt auch Hagen selber, seinen ehemaligen Genossen bei Etzeln.

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

als Held gerühmt, und wie müde Günther war, doch war dieser durch das große Leid so sehr ergrimmt, daß man es noch für Wunder sagt, daß Dietrich da genas. Palast und Thürme hallten wieder von ihren Schlägen auf die Helme: zuletzt aber hieb Dietrich mit seinem Schwerte Eckensachs * Günthern durch den Ringpanzer, daß das Blut niederfloß; dann bezwang und band er ihm, wie Hagen. Wie schmäzlich solches einem Könige war, doch fürchtete Dietrich, wenn beide ledig blieben, daß sie niemand im Lande leben ließen.

So führte er auch Günthern zu Chriemhilden, die abermals dadurch erfreut ward, und Günthern willkommen hieß. Der erkannte in ihrem Grusse nur Spott. Dietrich verlangte um seinetwillen Schonung für beide Gefangenen. Sie gelobte es, und er ging weinend hinweg.

Chriemhild aber rächte sich grimmig. Sie ließ beide abgesondert gefangen liegen. Dann ging sie zu Hagen, und bot ihm die Heimkehr, wenn er wiedergäbe, was er ihr genommen. Er antwortete, das wäre verlorene Rede, weil er geschworen, den Hort nicht zu zeigen, so lange noch einer von seinen Herren lebte. Er wisse wohl, daß sie ihm nicht leben lässe. Nun sagte sie: „Ich bring' es an ein Ende!“ ließ ihrem Bruder das Haupt abschlagen, und trug es bei den Haaren vor den Helden von Troneck. Da sprach dieser:

„Du hast nach deinem Willen es zu Ende bracht,
Und ist auch recht ergangen, als ich mir hät gedacht:

Nun ist von Burgunden der edle König todt,
Giselher, der junge, und auch Herr Gernot:
Den Schatz den weiß nun niemand, denn Gott und ich allein:
Der soll dir Teufelin immer wohl verholen sein!“

Sie sprach: „so habt ihr übel Vergeltung mir gewährt:
So will ich doch behalten das Siegfriedes-Schwert,
Das trug mein holder Friedel, da ich zu jüngst ihn sah,
An dem mir Herzeleide durch eure Schuld geschah.“

Sie zog es aus der Scheide, und schlug ihm das Haupt ab.

Etzel, der es sah, rief wehe, daß der allerbeste Degen, der je den Schild trug und zum Sturme kam, von eines Weibes Händen todt läge, und beklagte ihn, obwohl er ihm feind war. Hildebrand rief: „sie soll es büßen, daß sie ihn schlagen durfte, was mir auch darum geschieht, und obwohl er mich selber in ängstliche Noth brachte.“ Zornig sprang er hin und schlug Chriemhilden, wie laut sie auch vor ihm schrie, einen „schweren Schwertschwang.“

Da lagen nun alle todt, Chriemhild in Stücken gehauen. Dietrich und Etzel beklagten und beweinten inniglich Mage und Mannen. Christen und Heiden, Frauen und Männer beweinten ihre lieben Freunde. Die hohe Ehre lag danieder, und alle Leute hatten Jammer und Noth:

Mit Leide war verendet des Königs Hochzeit,
Als je die Liebe Leide an dem Ende gern verleiht.

* So nennt es das Heldenlied von dem riesenhaften Recken Ecke, der dieses Schwert (Sachs — daher die Sachsen) führte, und von Dietrich erschlagen ward.

II.

WOLFRAM VON ESCHENBACH.

„Laienmund nie beßer sprach.“

Berühmter durch seine großen erzählenden Gedichte, als durch seine Minnelieder, ist er durch die Menge der ihm sonst noch zugeschriebenen Werke seiner Fortsetzer, Bearbeiter, Nachahmer u. A., so wie durch die Sagen vom Sängerkriege auf Wartburg, selber fast ein Held der Dichtung geworden: obschon er eigentlich weniger Werth auf seine Ritter- und Liebesgedichte legte, denn auf seine wirkliche Ritterschaft, und es einmal gerade heraussagt, er verlange nicht um seinen Sang geminnet zu werden, sondern eben nur um seine Ritterschaft; fast im Sinne des Aeschylus, der nichts weiter zur Grabschrift wollte, als daß er in der Schlacht von Marathon gefochten.

In ähnlicher Überlieferung stellt auch das Bild zu den Minneliedern in der Pariser Handschrift ihn dar: ganz im Ringpanzer, darüber den Wappenrock mit umgürtetem Schwerte, das Haupt im geschlossenen Helme, den Schild in der Linken, die Lanze in der Rechten, steht Wolfram vor seinem auf tief herabhängender Decke gesattelten Rosse, welches ihm ein Knabe beim Zaume hält und an den Nüstern streichelt: so scheint es, als wollte der Ritter eben zum Kampf auf Schimpf oder Ernst aufsitzen. Im rothen Schilde führt er zwei weiße, mit dem Rücken gegen einander gekehrte Messer ohne Spitze, ebenso auf dem Helme, im Speerfahnlein und auf der Rossdecke.

Dies Wappen zeigt, daß Wolfram unter den weit verbreiteten altden Geschlechtern seines Namens nicht den bekanntesten, in die Ermordung Kaiser Albrechts verwickelten und darum fast ausgetilgten Schweizerfreiherrn von Eschenbach angehört, sondern dem Fränkischen, bestimmt Nordgauischen, nach dem jetzigen Städtchen Eschenbach benannten Stamme. In der Frauenkirche von Eschenbach besuchte der Bairische Dichter Püterich von Reicherzhausen in Mitte des 15ten Jahrhunderts das Grabmal Wolframs, den er über Alle verehrte. Wolfram nennt sich selber auch einmal einen Baier, weil der Nordgau damals, wie jetzo wieder, zu Baiern gehörte. Ihm und seinen Werken, die zu den größten der Altdutschen Dichtkunst gehören, gebührte also vor allen eine Stelle in diesem Königsbau.

Wolfram wird von Püterich, wie im Titulrel, zugleich von Pleienfeld benannt, so daß dieser bei Eschenbach gelegene Markt etwa zu seinem Hause gehörte, oder er selber hier wohnte. Er war durch Geburt und Erbe schon Haus- oder Burgherr, obgleich er über Dürftigkeit

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

klagt. So tritt er dann in den Dienst eines reichern Herrn, wenn auch nicht gerade als Dienst- und Lehnsmann, so doch zugleich als Rittersmann, und nicht bloß als Hofdichter, wie Walther weit mehr erscheint. Das erste, was wir von ihm vernehmen, ist auch sein feierlicher Ritterschlag. In einem dem Sängerkampfe auf Wartburg als Zwischenspiel eingefügten Gedichte, welches eigentlich eine Todtenfeier des Landgrafen Hermann (starb 1215) und des Grafen von Henneberg ist, gedenkt Wolfram im Wechselgesange mit dem Schreiber oder Thüringischen Kanzler Heinrich und mit dem Hennebergischen Dienstmann Biterolf, wie er auf einer Wiese bei Masfeld, unweit Meiningen, an glänzendem Fest edler Ritter und schöner Frauen durch den Grafen Poppo XIII. von Henneberg mit Ross und Gewand ausgerüstet, so wie der Schreiber, die Ritterwürde empfangen habe. Das unsichtbare Kleinod, welches dort, wie Wolfram singt, ein hoch gepriesener Krämer unterm Baldachin feil hat, ist doch wohl eben die Ritterwürde; und wenn der Fürst von Thüringen, der dort sein Gezelt am Wasler aufgeschlagen, als Käufer auftritt, so scheint es, daß Wolfram damals schon in seinem Dienste war.

So finden wir ihn bestimmt im Sängerkrieg auf Wartburg 1206—1207, von welchem bei Walther umständlich die Rede ist, und wo Wolfram mit Reimar, unter dem Vorsitze des Landgrafen, von Heinrich von Ofterdingen zum Kampfrichter des auf den Tod erhobenen Preisgesanges berufen, zuletzt selber gegen diesen auftritt, den Thüringer Herrn über manche Könige als Vorbild der Fürsten preiset, den hochmüthigen bösen Geist in Ofterdingen bannen will, zuletzt auch seinen Tod fordert, und nur der Landgräfin Fürbitte nachgiebt. Ofterdingen verspottet ihn dagegen im Wortspiele mit seinem Namen Wolf-ram, wie auch der zur Hülfe gerufene Klinsor, im zweiten Theile des Wartburgkrieges, thut. In diesem zweiten Theile ist nun Wolfram selber der Hauptheld, im Zweikampfe mit dem an Ofterdingens Stelle getretenen gelehrten und zauberkundigen Klinsor, der gleich mit Räthseln anhebt, und in die Geheimnisse der Wissenschaft und der Natur, im Bündnisse mit dem bösen Geiste, fortschreitet; dessen Weltweisheit und Zauberei aber Wolfram, als Laie, mit Christlicher Einfalt und Gottes-Wort ritterlich überwindet, alle Räthsel und Fragen löset oder abweist, und mit dem jüngsten Gerichte beschließt. Die örtliche und Geschichtssage hat sich neben, an und aus diesen Wechselliedern, welche lange im lebendigen Andenken blieben, mannigfaltig gebildet; und besonders ergänzt sie, daß Wolfram Nachts in der Schlafkammer bei seinem Wirthe Gottschalk zu Eisenach, wo Klinsor bei einem Bürger Namens Hellegreve (lautet jetzo Höllengraf) aus Siebenbürgen durch die Luft angekommen, von Klinsors Teufel heimgesucht wird, der das höhnische Zeugnis, daß Wolfram ein Laie sei, an die Wand schreibt: der Wirth habe den Stein mit dieser höllischen Inschrift ausbrechen und in die Hörsel werfen lassen; die Kammer heiße aber noch gemeinlich die düstere Kemenate. — Wen mahnt dieses nicht als eine Weissagung an den Teufelsieg Luthers drei Jahrhunderte später auf derselben Wartburg, wo noch das Zeugnis davon an der Wand steht: an welcher Wand abermals drei Jahrhunderte später der Schwarze selber gemalt wurde*.

Wie die erzählenden Stellen dieser Wechsellieder des Wartburgkrieges dem Wolfram in den Mund gelegt, und ihm daher auch wohl das Ganze zugeschrieben worden, so verhält es sich auch mit dem Lohengrin, indem dieses Gedicht den Anfang des Gesprächs zwischen Klinsor und Wolfram als Eingang verwendet, bis dahin, wo die Rede auf den Inhalt dieser

* Bei dem Unfug im Jahre 1817.

ESCHENBACH.

Dichtung von Parcivals Sohn Lohengrin kömmt, welche dann, in derselben Strophenart, bis zu Ende fortgeht, als wenn sie Wolfram in Gegenwart des Wartburger Hofes sänge. Dieser Hintergrund wird noch ein paarmal vorgeschoben, indem Wolfram an bedeutenden Stellen Klinsorn auffordert, weiter zu singen, die Landgräfin und der Landgraf aber Wolframen bitten, fortzufahren, und Klinsor selber ihm bessere Kunde dieser Abenteuer einräumt. Dann wird jedoch diese Einrahmung ganz vergessen und tritt zuletzt der Dichter selber hervor, mit dem Preise Wolframs und mit Erhebung der Meisterkunst desselben über dies gut gemeinte Gedicht, welches auch sonst sich als das Werk eines Nachdichters und eines Landsmannes Eschenbachs ausweist.

Gewiss dichtete Wolfram, wie er in seinem Rittergedichte von Wilhelm selber sagt, den Parcival, den Einige gut aufgenommen, Andere aber geschmäht haben, die ihre Rede zierlicher setzten; unter welchen letzten vornämlich Gottfried von Strafsburg im Tristan gemeint ist. Eschenbach schildert hier, wie sein gerühmter Vordichter Veldeke (um 1180), die Hofhaltung des Landgrafen (seit 1190) aus lebendiger Anschauung, seine überschwängliche Milde und ihren unhöfischen Misbrauch, und stimmt hierin ganz mit Walther, den er zugleich bedauert, daß er dort „Guten Tag, Böse und Gut!“ singen müsse.

Eschenbach war damals aber daheim in seinem armen Hause, wo er der neuen Tänze gedenkt, deren aus Thüringen viele gekommen. Auch erhellet nirgend, daß er den Parcival auf Veranlassung des Landgrafen gedichtet: vielmehr erwartet er am Schlusse nur süße Rede von einem Weibe zum Lohn, um welche er ihn vollendet habe.

Auch dadurch bewährt er den höhern Werth, welchen er auf seine Ritterschaft, als auf seine Dichtkunst legt, daß er besser Schwert und Speer, als die Feder, zu handhaben wuste, und als rechter Laie weder lesen noch schreiben konnte. Er muste sich also, wie der gleichzeitige Ulrich von Lichtenstein, alles vorlesen lassen, und was er dichtete, in die Feder sagen. Solches wird hier aber noch schwieriger bei den großen erzählenden Gedichten, welche er aus seiner fremden Zunge verdeutschte. Diese sind nämlich alle aus Romanischen Büchern entnommen, so wie sämmtliche vorgenannte Rittergedichte, und überhaupt alle damaligen Dichtungen aus den Sagenkreisen von dem heiligen Gral und der Tafelrunde, Artus und Karl dem Großen, welche, ganz aus dem Christlich-ritterlichen Leben erwachsen, diesem auch vor allen zusagten, selbst vor den noch im Heidenthume wurzelnden volksmäßigen Dichtungen des Heldenbuchs und der Nibelungen. Den Parcival dichtete Wolfram nach der Darstellung des Provenzalen Kyot, welcher aus der echten Geschichte des Grals (d. i. das Gefäß des Abendmahls Christi), wie Flegetanis aus den Gestirnen sie heidnisch beschrieben, und aus der Chronik von Anjou, dem Stammhause Parcivals, das Nordfranzösische Gedicht des Christian von Troyes berichtigte, und dessen Werk aus der Provence nach Deutschland gesandt wurde. Dieses Gedicht, in seiner Verbindung mit König Artus und der Tafelrunde und dessen Herrschaft zugleich über Frankreich, ist, auf älterem Grunde, sichtlich durch die Erhebung der Anjou's, namentlich Heinrichs II., auf den Englischen Thron (1154) veranlaßt, dessen Herrschaft sich durch Vermählung mit der geschiedenen Königin von Frankreich, Eleonore, Erbin von Poytou und Guyenne, bis an die Provence erstreckte. Es mochte also auch die am frühesten, auch episch gebildete Provenzalische Poesie diesen Stoff ergreifen, obgleich kein solches Werk bisher in derselben bekannt ist; und Wolfram überkam etwa schon eine Nordfranzösische Übertragung, weil die daraus beibehaltenen Worte mehr so, als Provenzalisch lauten.

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

Durch solches Verhältnis Wolframs zu seiner Urkunde bot sich leicht die häufig vortretende Darstellung des Gesprächs mit sich selbst, oder mit der Umgebung, besonders mit der Aventüre, welche nicht nur als seine Muse durch seinen Mund erzählt, sondern auch persönlich gegenwärtig, als Frau Aventüre, mit ihm redet, ihn aufmuntert und belehrt. Eschenbach bestand so in seiner Darstellung der ritterlichen und wunderbaren Abenteuer selber in der That ein Abenteuer, und das Dichten aus dem Stegereif hatte bei ihm eigentlichen Sinn. Wie ungenau im Einzelnen durch solche Vermittelung auch die Übertragung der Romanischen Urkunde werden mochte, eben dies der mündlichen Überlieferung ähnliche Verhältnis und die dadurch gewährte höhere Freiheit der Auffassung begünstigten eine noch lebendigere, wahre Verdeutschung, als andere Gedichte dieser Art, bei eigenem Lesen und Schreiben der Verfasser, darstellen. Freilich waltete hier vor allen auch der eigenthümliche Dichtergeist, und durch diesen ist Eschenbach zwar nicht (wie Friedrich Schlegel wollte) „der gröste Dichter, den Deutschland jemals gehabt hat;“ denn schon unter den alten Dichtern muß er, sammt allen übrigen, dem letzten Nibelungendichter weichen: aber unstreitig ist Eschenbach der gröste Verdeutscher Romanischer Aventüren, neben Gottfried von Straßburg, jeder in seiner Art. Der hohe, nicht sowohl „hofeliche,“ als unabhängig ritterliche Sinn bezeichnet ihn zum voraus; und nicht minder durchdringt und belebt er den fremden Stoff mit seiner Persönlichkeit, welche mehr als bei irgend einem andern alten Dichter hervortritt. Dieses Einmischen des Verfassers ist bei solchen Rittergedichten, eben weil sie als etwas Neues verdeutsch und eingeführt werden, allgemein, und meist wird darin, mit Namen, Stand und Verhältnissen des Dichters, auch Nachweisung seiner Urkunden gegeben, ja solches dann auch wohl in eigenen freien Dichtungen nur vorgegeben oder (wie im rasenden Roland und Don Quixote) parodirt: dagegen die Gedichte aus dem heimischen und volksmäßigen Sagenkreise des Heldenbuchs und der Nibelungen, obschon ältere Urkunden davon vorlagen, und einige in künstliche Weisen gefaßt sind, doch eben nur als Erneuerung uralter Überlieferung, meist namenlos und ohne jene persönlichen und litterarischen Bekenntnisse dastehen, wie namhaft und trefflich sonst auch der letzte Heldendichter sein, und sich, aber zugleich auch dem ganzen Volke, die uralten wohlbekanntten Überlieferungen noch viel wahrhafter zueignen mochte, denn ein Ritterdichter die fremde Aventüre. Eschenbach hat hierin aber Großes geleistet, und zwar, dem erwählten Stoffe gemäß, weniger vom Geiste der Minne und der Dichtkunst, als der Ritterschaft und Frömmigkeit durchdrungen, ist die Darstellung von dem Jugendleben des wild aufwachsenden Parcival (der den ersten von ihm geschossenen Vogel so rührend beklagt), sein erstes Hineintappen in die Welt in Narrentracht, sein gewaltiges Vorgreifen der Ritterschaft, die einfache herzliche Minne und Keuschheit bei der Gattin, überhaupt die hohe Unschuld, Zuversicht und Treue, welche allein durch buchstäbliche Befolgung ihm und Anderen Unheil bereitet (wie die Lehren, nach Kuß und Halsband schöner Frauen zu ringen, und nicht viel zu fragen), aber ihn, willig durch Wort und That belehrt, bei alles besiegender Kraft, zu der höchsten Würde des geistlichen Ritters und Priesterkönigs des Grals im paradisischen Lande der Urchristen erhebt: während sein tapferer Waffenbruder Gawain, dessen Abenteuer mit minniglichen Schönen und mit den Zaubereien Klinsors so stark eingeflochten sind, der Hauptheld der mehr weltlichen Tafelrunde bleibt. Hier überall, wie gleich in dem bedeutsamen Eingange des Gedichts, offenbart sich Eschenbachs ernster und tiefer Sinn in kühner bildlicher, manchmal wunderlicher und dunkler Rede, neben dem innigen Ausdrücke des Selbst-erlebten.

ESCHENBACH.

Mehr als sonst ein Aventüredichter, berührt er so auch die heimatliche Umgebung und Zeitgeschichte. Es wird erwähnt, daß der Erfurter Weingarten noch von den Streitrossen zerstampft liege; vermuthlich, als König Philipp von Schwaben im Kampfe gegen den Landgrafen Hermann von dessen Gehülfen, dem Böhmenkönig Ottokar, in Erfurt 1204 hart belagert wurde. Bei einer belagerten Stadt bekennt Eschenbach, er wäre dort auch gern Soldat, weil Speise und Wein die Fülle, und Niemand Bier trinke; und bei der Hungersnoth ebendasselbst meint er, der Graf von Wertheim wäre dort ungern Soldat gewesen. Es scheint, das Frankensbier war damals noch nicht so vorzüglich, wie jetzt, gerade in jener hopfenreichen Gegend (um Spalt), dagegen der Wertheimer Wein schon erkannt war. Dann gedenkt Eschenbach der fröhlichen Ritterspiele auf dem Anger zu Abenberg, und im Wartburgergedicht nennt er unter den 40 Frauen im Gefolge der Landgräfin 8 Gräfinnen, Töchter des Hochgeborenen von Abenberg: das ist Schloß und Städtchen Abenberg bei Eschenbach, Sitz der alten Grafen von Abenberg, Spalt und Pleinfeld. Die Markgräfin, deren Schönheit vom Hertenstein über die ganze Mark leuchtet, und deren Trauter glücklich gepriesen wird, ist vermuthlich Mechthild, die junge Witve (1205) des Markgrafen von Hohenburg, im Nordgau. Zu Hohenburg gehört Wildberg, wo wohl die großen Feuer brannten, womit die köstlichen Wärmefeuere beim Gral verglichen werden. Die Truhendinger Pfanne mit Krapfen (Schmalzkuchen) deutet auf Bewirthung im nahen gräflichen Hause von Hohen-Truhendingen bei Ansbach. Merkwürdig sind die Fastnachtspiele der streitbaren Kaufweiber von Tolenstein, wo damals auch Grafen saßen. Als nahe Bilder der Größe und Fülle dienen der Spessart und Schwarzwald, das Lechfeld (berühmt durch die Ungarnschlacht) und der Rhein. Ungarische Pferde kommen vor und ein Wendisches Volk am (Steirischen Berge) Rohas; weiter, Friaul und Aquileja; kostbare Stoffe und Geschmeide von Gent, Lunders und Arras; endlich, der junge ritterliche Parcival zu Rosse wird mit Gemälden der Meister von Köln und Maastricht verglichen: zugleich das älteste Zeugnis für die Niederrheinische Malerschule*.

In Eschenbachs Bearbeitung des Wilhelm von Oranse (Orange) tritt seine Beziehung auf den Thüringer Hof noch stärker hervor. Der Landgraf Hermann hat ihm das Französische Werk mitgetheilt, und also auch wohl die Verdeutschung veranlaßt; von seiner Freigebigkeit wird aber gegen das Ende schon in der Vergangenheit gesprochen, so daß er während der Arbeit verstorben zu sein scheint (1215), so wie Eschenbach selber sie unvollendet hinterließ. Die gelegentlich erwähnten sieglosen Kämpfe des Herrn Welf in Thüringen meint wohl Heinrich den Löwen, gegen den die Landgrafen auf Seiten des Kaisers Friedrich I. waren (1180). Dann wird Kaiser Otto's IV. Krönungszug in Rom (1209) hervorgehoben. Näher war ein übrigens unbekanntes Turnier zu Kitzingen (am Main); und den heimischen Gesichtskreis bezeichnen noch: der Kaiserstuhl zu Achen, der Bodensee, die Rhone, Steiermark und Wein von Botzen. Es scheint nirgend, daß Eschenbach selber darüber hinauskam.

Seine Urkunde nennt er Französisch, d. h. Nordfranzösisch, und eine solche ist des Wilhelm von Bapaume (in Flandern) Überarbeitung der Aventüre von Alischanz, welche, mit der Belagerung von Oranse, eben auch der Hauptinhalt von Eschenbachs Gedicht ist. Diese Geschichte, die vermuthlich aus dem Nordfranzösischen auch ins Niederländische überging, hat Eschenbach erwähnt, als ohnegleichen seit Christus, auch von den besten Franzosen dafür erkannt.

* Dies ist die in Th. I., S. 87. gemeinte Stelle.

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

Die Geschichte des Markgrafen Wilhelm von Narbonne und Orange, besonders seine Kämpfe gegen die Heiden Spaniens und Südfrankreichs im 8ten und 9ten Jahrhundert wurden schon im 11ten Jahrhundert daheim volksmäßig gesungen, und durch den Beschluß seines Heldenlebens im Kloster (nach Art unsers Rother, Wolfdietrich, Ilsan, Heime u. A.) und durch seine Heiligsprechung Gegenstand der Legende. Jene Lieder waren ohne Zweifel Provenzalisch, obgleich nichts mehr von einem Provenzalischen Rittergedichte dieses Inhalts erhellt. Vielleicht war das durch Wilhelm von Bapaume überarbeitete Gedicht ein solches. Dieses besteht aus mehreren Theilen, und geht in dem mit Eschenbach gemeinsamen Theile weiter, bis zum Tode des starken Rennewart (Raynouard) und seiner Schwester Kiburg, Wilhelms Gattin, worauf Wilhelm Mönch wird, und der letzte Theil, sein Mönchsleben, beginnt. Da Eschenbachs Gedicht unbefriedigend, besonders über das Schicksal Rennewarts, abbricht, und auch keine Schlußrede (wie der Parcival) hat, so ist er vermuthlich durch den Tod an der Vollendung gehindert, welche der bejahrte Dichter auch wohl auf Wilhelms Heiligung angelegt hatte. Der Titureldichter bemerkte schon (um 1270) die Unvollständigkeit auch des Anfanges, und bald darauf suchte diesen ein anderer Dichter zu ergänzen. Die Vorgeschichte, Wilhelms Enterbung und Entsendung auf Abentener, sein Dienst bei Karl dem Großen und dessen Sohn Ludwig, der Wilhelms Schwester Blanka heirathet, die Kämpfe gegen die Heiden, wobei Wilhelm über Meer geführt wird, dort in der Gefangenschaft Arabelen, Terramers Tochter und Tibalds Gemahlin, bekehrt und entführt, und mit ihr, in der Taufe Kiburg genannt, sich vermählt — dies alles hat Eschenbach absichtlich übergangen und nur die Hauptzüge davon, als Beweggrund der folgenden Kämpfe, berührt. Meister Ulrich von dem Türlin, vermuthlich aus St. Veit in Kärnthen, hat diese Jugendgeschichte Wilhelms aus dem Französischen hinzugedichtet, für den gegen Kaiser Rudolf gefallenen Böhmenkönig Ottokar (1253 bis 1278). Mehr in Eschenbachs Entwurf, obwohl minder frisch in der Ausführung, hatte früher schon Ulrich von Türheim zuvörderst die Geschichte Rennewarts und seiner geliebten Alise, Wilhelms Schwestertochter, und dann Wilhelms Mönchsleben, nach Kiburgs Tode, hinzugefügt: alles nach dem Wälschen (Französischen) Buche, welches ihm Otto der Bogener in Augsburg heimbrachte; und Ulrich vollführte dies Werk einer Frau zur Liebe, wie er früher schon Gottfrieds Tristan für die Geliebte des Schenken Konrad von Wintersteten, dessen Tod (1242) er hier beklagt, vollendet hatte. Eschenbach arbeitete hier auf ähnliche Weise, wie beim Parcival, und gesteht, daß ihm in Kunde des Französischen ein Bauer der Champagne leicht übertrefte; er wolle aber nicht unverständliches Französisch einmischen, wenn sein Deutsch auch nicht immer so glatt sei, so möchte ihm der auch wohl zu jung sein, der es nicht gleich verstehe. Dies scheint wieder vornämlich gegen Gottfrieds Tristan gerichtet, der wirklich mehr Französisch, ja ganze Verse, meist zugleich verdeutschte, einmischte, wie dann auch Andere aus Zierlichkeit thaten. Noch mehr dieser Art hat Eschenbach selber im Parcival. Wie hier im Wilhelm die Sprache reiner, männlicher, ist auch, dem Inhalt entsprechend, die Darstellung weniger jugendlich romantisch, mehr ernste geschichtliche Wahrheit, dabei, in freier Verdeutschung, nicht minder eigenthümlich belebt. Die Erzählung führt sogleich mitten in die Handlung: was, mit dem zufälligen Abbrechen, dieses Gedicht auch als dem antiken Epos näher empfohlen hat, so daß Türlins Ergänzung dieser Oransias durch die Entführung Arabelens, der nach Homer von Koluthus gedichteten Entführung der Helena verglichen worden. Allerdings ist Arabele eine Art Helena, jedoch eine Christliche, durch die Taufe in Kiburg verwandelte. Damit ist überhaupt dieser Krieg, neben dem neuen Anlafs,

ESCHENBACH.

tiefer begründet, im alten Streite zwischen Christen und Heiden, als Vorbild und Ausdruck der Kreuzzüge; und bestimmt wird auch auf die früheren Kämpfe zwischen Karl dem Großen und Baligan, den Vätern Ludwigs und Terramers, besonders in der Roncevallschlacht, Bezug genommen. Zwar ermangelt die Dichtung von diesen Nachkömmlingen eben der festen urbildlichen Gestaltung des ältern Heldenkreises: jedoch zeigt Eschenbachs Darstellung der ritterlichen Rüstungen, Kämpfe und Schlachten lebendige Anschauung, und gern tritt er dabei persönlich hervor; herzkräftig schildert er die darin sich bewährende treue Gattenliebe zwischen Wilhelm und Kiburg, welche selber mit ihren Frauen die Burg mannhaft vertheidigt, während Wilhelm zu seinem Schwager reitet, und nur Wasser und Brot genießt, und jeden, auch Freundes Kufs meidet, bis er mit Hülfe heimkömmt. Vorher geht Wilhelms rührende Klage um den todtwunden Schwestersohn Vivianz, und sein furchtbarer Kampf, als er allein aus der verlorenen Schlacht mit dem Leichnam durch die Feinde reitet. In den folgenden Kämpfen, besonders auch zur Rache des ebenso tapfern als zarten Jünglings, sind dessen Großvater Heimerich und Großmutter Irmengard, die selber noch Waffen führen will, grobsartige Gestalten; und eine neue Erscheinung, bei welcher Eschenbach zwar an den jungen Percival erinnert, ist der riesenstarke Rennewart, Kiburgs Bruder, der, jung geraubt, am Hofe König Ludwigs als Küchenknecht dient, doch überall den Königssohn durchblicken lassend, die Liebe der schönen Königstochter Alise gewinnt, die ihn Hohnneckenden hart bestraft, und als Wilhelms Knappe mit seiner ungeheuren Stange Ross und Mann niederschmettert. — Starke Mistöne in dieser einfachen Geschichte bleiben jedoch die feindliche Stellung Kiburgs gegen ihren Vater, gegen ihren ersten Mann, ja gegen ihren eigenen erwachsenen Sohn; noch härter ist, daß Rennewart, seiner Herkunft schon kundig, aber zürnend, daß man ihn so lange unausgelöst gelassen, und noch dem Christenthume sich weigernd, im Kampfe gegen seinen Vater auftritt und einen seiner Brüder erschlägt. Wie alles dies, ohne Zweifel, fand Eschenbach in seiner Urkunde auch Wilhelms unritterliche Mishandlung seiner Schwester, der Königin, als sie den Hülfesuchenden schmöde abweist, wobei er sie im Angesicht des Königs die Buhlin jenes Heiden Tibald schimpft, dem er dafür sein Weib (Kiburg) entführt habe, so daß der Deutsche Dichter sich schämt, die Schimpfnamen auszusprechen.

Wie der Tituredichter die Unvollständigkeit von Eschenbachs Wilhelm bemerkte, hat er auch eine Ergänzung des Percival, eben im Titurel, wirklich ausgeführt; aber nicht bloß fortsetzend, sondern mit Benutzung einer von Eschenbach selber angefangenen Arbeit, die noch in Bruchstücken vorhanden ist. Daß sich Eschenbach hier nicht etwa bloß auf das Hauptstück, die Liebesgeschichte Tschonatulanders * und Sigmens, beschränkte, zeigt der Anfang der Bruchstücke mit Titurel, Frimutel und dem ganzen Stamme dieser älteren Pfleger des Grals **. Was im Percival schon erzählt ist, wie Percivals Vater Gahmuret die schöne Mohrenkönigin Belakane verließ, und sich mit Herzelauden ***, Percivals Mutter, aus jenem Stamme des Grals vermählte, wird ausdrücklich übergangen.

Eine auffallende Erscheinung ist aber nun, daß der Tituredichter nicht nur diese Bruchstücke mit völliger Freiheit verarbeitet, sondern sich auch täuschend in Eschenbachs Person selber versetzt hat.

* Tschonatulander, Franz. *Jonatulandre*.

** Gral, Franz. *S. Gréal* oder *Graal* (deutet sich *Gratiæ*), das Gefäß des heiligen Abendmahls.

*** Herzelauden, Franz. *Herceloide*.

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

Im Eingange des Ganzen, nach einem Gebete (womit auch der Wilhelm anhebt), gedenkt der Dichter, daß man seinen Parcival unverständlich und ihn selber verworren gescholten; er wiederholt und erläutert deshalb den Eingang des Parcival, den solcher Tadel zunächst traf, wie ihn denn Gottfried beim Tristan deutlich im Sinne hat. Dann geht er an die Ergänzung der Dichtung selber, wobei es vornämlich angelegt ist auf die Urgeschichte des Grals, d. i. das Gefäß des heiligen Abendmahls, und auf dessen endliche Heimkehr ins Morgenland, als Heiligthum eines priesterlichen Königreichs, so daß, welche Bedeutsamkeit auch den mehr ritterlichen und weltlichen Theil, nämlich die tragischen Liebesgeschichten der nicht zum Königsstamme des Grals und dessen geistlichem Ritterorden (der Templer) * gehörigen Helden Galmuret und Tschonatulander durchdringt, und endlich den festen reinen Parcival, der beides vereinigt, hochverklärt. Die Romanische Quelle dieser Dichtung ist vermuthlich eben die vollständige Urkunde des Parcival, deren beide Gewährsmänner, der Heide Flegetanis aus Salomons Stamm, und der Provenzale Kyot, auch hier, wie im Parcival, als solche genannt, und dorthin manche Französische Ausdrücke beibehalten werden. Der Deutsche Dichter bekennt auch, wie Wolfram, er sei nicht schriftgelehrt. Er beklagt seine Ungeschicktheit in der Dichtkunst, und die mühselige Arbeit: dennoch übernimmt er, in Gottes Namen und zu guter Lehre, das große Werk, an welchem er wohl selbvierte, d. h. mit Dreien, genug zu arbeiten hätte. Der Ruhm desselben gebühre allein der Aventüre, welche aber hier so kühne Sprünge genommen, daß er ihr noch widerstreben und sie bitten möchte, ihm die schwere Arbeit zu erlassen, durch welche er nicht Leib und Leben aufzehren wolle, wenn ihm nicht Vergütung werde. Und so beginnt er dann bald das durchgehende Gespräch mit Frau Aventüre, in welchem er völlig als Herr Wolfram von Eschenbach und Pleienfelden auftritt.

Bei alledem vergißt dieser Nachdichter Eschenbachs doch einige Male seiner Rolle, unterscheidet sich von ihm, ja tritt endlich namentlich hervor, und verräth sich deutlich als einen späteren: welche Stellen deshalb in den Handschriften, wie im alten Drucke mannigfaltig geändert oder weggelassen sind. Er sagt ausdrücklich, daß er Eschenbachs Parcival ergänzen wolle. Eine Hauptrolle spielt hier ein verhängnisvolles Halsband, zwar nur eines Bracken ** (Jagdhundes), aber auch ein kostbares Minnegeschenk, wie jenes Thebanische der Eriphile (an welches namentlich erinnert wird), und außen und innen mit schönen Sprüchen durchwirkt, als ein weltliches Gegenstück zum heiligen Gral. Der an diesem Brackenseil aufgefangene Bracke entreißt sich Sigunens Händen wieder, bevor sie es ausgelesen hat, und bei der Verfolgung desselben wird ihr geliebter Tschonatulander getödtet, um den sie sich dann in Wehklage verzehrt.

Dicht vor Aufnahme dieser Aventüre vom Brackenseile, wie sie noch unter Eschenbachs Bruchstücken vorhanden ist, sagt nun der jüngere Bearbeiter, daß die durch den Ring des Halsbandes gezogenen Riemen wohl fünfzig Jahre lang gespalten waren, bis ein Meister, nach dem Tode des andern, es wieder aufnahm. Er nennt sich Albrecht, und rühmt, im ritterlichen Bilde, von sich, daß er die Aventüre (die Urkunde derselben) vollständig habe, jedoch von der Walstatt reite, weil ihm die Lanze der Hülfe an einem namhaften Deutschen Fürsten zerbrochen sei. Dann beklagt er auch die Wirren und Wehen des Reichs bei Abwesenheit des Deutsch-Römischen Königs in England: d. i. Richards von Cornwall (1257

* Franz. *templiers*.

** *Brachet*.

ESCHENBACH.

bis 1272), und diese Zeit des Zwischenreichs, das mit Kaiser Rudolf (1273) endete, stimmt zu den 50 Jahren seit dem Tode des älteren Dichters, Eschenbachs. Vermuthlich ist dieser Nachdichter, der vom Römischen König und vom Herzog von Kärnthen (Ulrich 1257 bis 1269) für seine Arbeit Lohn erwartete, derselbe Albrecht von Scharfenberg (in Kärnthen), welchen der Bairische Hofdichter Ulrich Fürterer des 15ten Jahrhunderts in seinem großen cyclischen Gedichte von dem Gral und der Tafelrunde vor allen neben Eschenbach als Vorbild und Gewährsmann nennt.

Wie Albrecht die Bruchstücke Eschenbachs vollständig seiner Arbeit einverleibte, so behielt er auch die Strophenform Eschenbachs, mit unwesentlicher Variation. Diese eigenthümliche, eben so gebildete als einfache Titurelstrophe, deren lange ungleiche Theile, mit der dazu noch vorhandenen Melodie, dem gedankenschweren und wehmüthigen Inhalt und Ton des alten Gedichts so vollkommen angemessen, ist das erste Beispiel und Vorbild völliger Umdichtung Romanischer Aventüren auch in strophischer Form, nach Art der heimischen Heldenlieder. Die Wirkung dieser Strophe an diesem Gedichte war auch bald so groß, daß eine lange Reihe von Minne- und Ritter-Gedichten und Allegorien darin folgte, bis auf des Bairischen Dichters Püterich poetische Beschreibung der Reise nach Eschenbachs Grabe. Der als Eschenbachs Werk geltende Titurel selber, welchen Püterich das Haupt aller Deutschen Bücher nennt, machte auch vor allen, und mehr als der Parcival, ihn fernerhin berühmt; wie außer den vielen Nachahmern, auch die Menge der Abschriften durch alle Jahrhunderte, bis zum ersten und einzigen Drucke Wälscher Aventüren (mit dem Parcival schon 1477), ja noch andere alte Verarbeitungen, meist zwar Verkürzungen, des Titurel bezeugen.

Eine ähnliche Erscheinung, wie der Titurel, bietet der unter Eschenbachs Namen gehende Trojanische Krieg, worin auch ein Wolfram, einigemal vollständig von Eschenbach benannt, sich selber wiederholentlich als Verfasser angibt; dabei sich noch als jung und unerfahren bezeichnend, so daß man es für ein Jugendwerk halten sollte. Auch dichtet er Gesprächsweise mit Frau Minne (Venus), und braucht ähnliche Berufungen, unter andern auch auf seine Ritterschaft, wie Eschenbach: aber er vergißt sich dann noch weit mehr, als der Titureldichter; und wie er sich bei seiner Ritterschaft auch abenteuerlich seiner Lindwurmkämpfe rühmt, so sind seine Berufungen auf Gewährsmänner und Urkunden häufig ganz spafshaft. Kurz diese Ilias *post Homerum* ist das Machwerk eines auf gut Glück fortreizenden Stegreifdichters des 14ten Jahrhunderts, der seiner losen Dichterei durch den berühmten Namen Eschenbachs zugleich eine gewichtige Empfehlung mitgeben wollte.

Die dem großen Eschenbach sonst auch beigelegten Gedichte: Gottfried von Bouillon, Friedrich von Schwaben, und Alexander der Große, haben sich ebenfalls als Eigenthum Andrer ausgewiesen; und vermuthlich wird es sich auch so mit der ihm zugeschriebenen gereimten Kaisergeschichte verhalten.

Fast allgemein ist ihm endlich das große Heldenlied von Omit, Hug- und Wolf-Dietrich zugeschrieben, nach dem Zeugnisse der Handschriften und alten Drucke des Heldenbuchs, von welchen Drucken der älteste, ohne Jahr und Ort, dem alten Drucke des Titurel und Parcival gewiss gleichzeitig ist. Dies Zeugnis kennen aber die älteren Urkunden nicht, und sonst ist gar kein Grund, ihm dies volksmäßige Heldenlied beizulegen.

Die gewiss ihm angehörigen Werke, zu welchen noch seine Minnelieder kommen, ergeben aber noch folgende Züge zu dem vollständigen Bilde Wolframs von Eschenbach. Der schon gedachte Alte und Junge, die herzlich an seiner Dichtung des Parcival Theil nehmen, könnten

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

auch Verwandte, Vater und Kind, bezeichnen; so wie eine andere Stelle darin einen Bruder andeutet, wo die Nachahmung des Tituredichters ebenso noch Frau und Kind einführt. Auch fürchtet Eschenbach selber, im Titurel, daß die Geburt eines Kindes der geliebten Frau das Leben kosten könnte, und er gedenkt bestimmt seines Töchterleins, die noch mit Tocken (Puppen) spielte, als er den Wilhelm dichtete, und deren Geliebten er auch gern zum Freunde behalten möchte. Später fehlte ihm solche Umgebung, der zu Liebe er mehr gedichtet hätte; wie er denn auch bis ans Ende dürftig geblieben scheint, da er das kostbare Brackenseil, wenn es ihm zu Händen käme, behalten will.

Nicht minder persönliche und bedeutsame Äußerungen finden sich hier über die Minne. Wolfram beklagt sich im *Parcival* mehrmals über sie und eine hartherzige Geliebte, die ihn schon so lange ungelohnt läßt, daß er sich ihr entziehen will. So hoch er die Frauen ehrt, so zürnt er doch heftig gegen eine, deren Wankelmuth ihm Schmach angethan, und gegen welche er sich so durch Rede vergangen habe, daß ihn die anderen Frauen deshalb hassen, und er es bereuet. Doch warnt er die Frauen, sich gegen ihn zu übereilen, er könne noch wohl ihre Gebärde und Sitte richten, und nur der Keuschen Kämpfe mit Sang und Ritterschaft will er sein; nur durch Schild und Speer will er Minnesold verdienen. Er nennt dessen Lob *spathlahm**, der um seine Herrin allein allen anderen Frauen Schach bietet. Dagegen hofft er zuversichtlich von sinnigen Frauen, die seinen *Parcival* geschrieben sehen, daß er besser von ihnen sprechen könne, als er von einer gesungen habe; was sich wohl auf jene Wankelmüthige bezieht. Er stimmt nicht seinen Meistern (Vordichtern, zunächst *Veldeken*) bei, welche Amor und Cupido mit Geschossen und ihre Mutter Venus mit der Fackel die Minne entzünden lassen: ihm könne wahre Minne nur durch Treue geschehen. Er beklagt, daß ihm nie so liebliche *Aventüre* zuschleicht, wie dem *Bette Gawan* (im *Parcival*) ein schönes Fräulein. Dann nähme er auch von den, mit ihrer Herrin *Kiburg* gepanzerten Jungfrauen ihr Hüftpolster (d. h. die Hüften selbst) lieber, als ein Federspiel (*Jagdfalken*), und er liebt eine solche Umarmung, wie hierauf zwischen *Kiburg* und ihrem Gemahl erging. Ebenso will er lieber einen solchen bloßen Leib, wie die schöne, in Lumpen einherreitende *Jeschute*, als manches schön bekleidete Weib. In Ansehung des Widerspruchs der Minne und der Kindheit stimmt er nicht mit *Walther*, denn die Minne, welche in der Jugend anfangs, währe am längsten, und zu dem Lieblichsten gehört seine Darstellung der, „wie eine thauige Rose“ aufknospenden Kinderliebe zwischen *Tschonatulander* und *Sigunen*, die ihn fragt, ob Minne ein Er oder eine Sie sei**, und ob sie die Minne bei ihren Tocken (Puppen) bewahren, oder als ein Federspiel, auf ihre Hand locken solle; worauf der als *Gahmurets* Liebesbote schon mehr eingeweihte Knabe sie belehrt, daß die Minne Alte und Junge, und alles, was fliegt, läuft, geht und schwimmt, unfehlbar trifft; Niemand könne ihre Werke und Wunder genugsam preisen. *Sigune* verlangt, daß er sie ritterlich erwerbe, und versichert, es brennen eher alle Wasser, als ihre Liebe vergehe. „So schied Lieb***, und blieb Lieb daheim.“ *Gahmurets* und *Herzelaunds* Minnelehren an das getrennte Paar vereinen dieses noch

* Vom Rosse gebräuchlich.

** In *Ulrichs von Lichtenstein* Frauendienst thut ein Fräulein dieselbe Frage.

Die Deutsche Minne und Liebe (*caritas*) und der Lateinische und Romanische Amor machen beide auch ebenso doppelgeschlechtig, wie ihre Wirkung.

*** Lieb bedeutet Geliebter und Geliebte: wie *Schönlieb*, *Trautliebchen* u. s. w.

ESCHENBACH.

inniger. Die hohe Minne richtet den jungen Knappen empor, wie Kinder an Stühlen aufstehen lernen. Sie ist auch in der Kindheit mächtig, wie selbst ein Blinder sie erfährt: alle Schreiber vermöchten nimmer ihre Wunder zu Ende zu schreiben; Mönche und Klausner entziehen sich ihr kaum; sie bezwingt den streitbaren Ritter; kurz, sie waltet auf Erden und im Himmel, und ist überall, außer in der Hölle. Wie edle Minne den Ritter zu hohen Thaten begeistert, so wird sie durch diese erworben und ist ihr höchster Lohn. Das besonders in Scheide- und Tage-Liedern wiederholte Entführen und Tauschen der Herzen wird schon bei Wilhelms Abschied von Kiburg und Rennewarts von Alisen ausgesprochen, und dasselbe meint auch der obige Ausdruck beim Scheiden der beiden Kinder.

So begleitet Eschenbach auch hier die Minne mit derselben herzlichen Theilnahme, wie die so innig damit verbundene Ritterschaft. Um so mehr sind endlich seine Lieder lebhafter und eigenthümlicher Ausdruck seines Gefühls. Er rügt es auch, daß Mancher von Minne singe, der sie niemals so empfand. Die schuldhafte Frau in dem einen Liede ist wohl eben jene Wankelmüthige, von welcher er nur in Züchten schweigen, und nicht den Haß der Frauen auf sich laden will, denen er so wenig schade, als ein Storch den Saaten. Er hat sich eine Geliebte erkoren, zu welcher seine Augen unverdeckt (wie ein Jagdfalke ohne Kappe) sich darschwingen will, und welche er, wie eine Eule, auch in der Nacht schauet mit dem Herzen. Er klagt dann über die heimlich geminnete Schöne mit der Falkenbrust, dem kufslichen, rubinrothen Munde, den rosigen Wangen, neben welcher die Göttin Venus, lebte sie noch, verblichen wäre, die aber noch härter ist, als ein Donnerkeil; helfe sie ihm nicht, so fahre er einher, wie ein wildes Thier (wohl zugleich wieder Anspielung auf seinen Namen Wolf-ram); sie möge jedoch seiner Treue gedenken. Im blumigen und laubigen Mai singt er mit den Waldsängern und der Nachtigall neue Lieder über Berg und Thal, und bittet die Geliebte, deren Güte und Zorn ihn viel betrübt hat, um Lohn des langen, ihr bis zum Tode geweihten Dienstes. Im Winter klagt er nicht um die schöne Jahrzeit, weil ihn nichts trösten kann, als die Geliebte, die aber männlichem Dienste nicht den gebührenden weiblichen Lohn gewährt. Er fragt sie, wer ihm lohnen soll, wenn sie sterbe; und wenn er sterbe, wem er seine Noth vererben soll. Unter seinen Liedern überwiegen fast die Tageweisen oder Wächterlieder, welche heimlich beglückte Minne reizend besingen, deren Umarmung so fest ist, daß auch drei Sonnen nicht zwischen sie zu leuchten vermöchten; eins derselben aber spricht seine ehrenfeste Gesinnung aus: seliger sei die Minne, welche weder Aufpafser noch Wächter und Tageslicht fürchten darf — nämlich der geliebten Hausfrau.

Ohne Zweifel gehören ihm auch die beiden Tagelieder, welche seinen Titrel-Bruchstücken und Parcival beigeschrieben sind, und in aller Hinsicht zu den übrigen stimmen *. Das eine beginnt ganz in seiner kühnen Bildersprache mit dem Aufsteigen des Tages, der (wie der Falke) seine Klauen durch die Wolken geschlagen. In dem andern sind wieder zwei Herzen mit Einem Leibe, und die Umarmung beim Scheiden ist so lieblich, daß ein Maler, der sie getreu abbildete, genug daran hätte; und, wie noch der schöne Spruch lautet: „weinende Augen haben süßen Mund.“

In Betreff seiner Gesinnung über Staat und Kirche und deren damalige Verhältnisse findet sich bei Wolfram von Eschenbach kaum ein gerader Ausspruch. Er scheint stets, neben der allgemeinen Ritterpflicht, seinen nächsten Lehnspflichten treulich gefolgt, und mit der Kirche

* Alle seine Lieder stehen in der v. d. Hagenschen Minnesingersammlung.

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

in gutem Vernehmen geblieben zu sein, ja eher die volle Gewalt des Papstes anerkannt, als irgend gezweifelt zu haben. Die Erwähnung der Kaiserkrönung Otto's und das Schweigen über die Hohenstaufen Philipp und Friedrich sprechen dafür. Die weltliche Oberhoheit des Deutschen Römischen Kaisers, als Königs der Christlichen Könige, verkündigt er im Wilhelm, wo die Deutschen im Heere Ludwigs, der auch Römischer Kaiser war, seine beste Kraft sind.

AUS WOLFRAMS TITUREL.

Der stolze Gahmuret die Kinder mit einander
Erzog in seinem Palast: da nun der junge Tschonatulander
Noch nicht erstarket war an seinem Sinne,
Ward er doch schon in Herzens Noth geschloßen von Sigunens Minne.

O wehe, sie sind noch zu jung zu solchen Ängsten:
Wo Minne in der Jugend ergriffen wird, die währt zum allerlängsten;
Obschon das Alter sich der Minn' erwehret,
Die Jugend wohnt in ihrem Band, der Minne Kraft bleibt unversehret.

O weh, Minne, was frommet deine Kraft unter Kinder?
Wer keine Augen hätte, möchte dich spüren, und wär' er ein Blinder.
Minne, zu mannigfaltig ist dein Treiben:
Gar alle Schreiber könnten nicht deine Art und Macht zu Ende schreiben.

Weil man selbst den rechten Mönch, in der Minne,
Und den wahren Klausner bezichtigt, sind gehorsam ihre Sinne,
Dafs sie leisten manches Ding doch kaume:
Minne zwingt Ritter unterm Helm, Minne ist gedrang in ihrem Raume.

Die Minne hat begriffen das Schmale und das Breite,
Minne hat auf Erden Haus, und zum Himmel auch vor Gott Geleite:
Minne ist überall, ohn' in der Hölle;
Die starke Minn' erlahmet, wird Wankelmuth und Zweifel ihr Geselle.

Ohne Wankelmuth und ohne Zweifel, beide,
War die Magd Sigune und Tschonatulander da mit Leide,
Grosse Liebe war dazu gemenet:
Ich sagt' von ihrer kindlichen Minne euch Wunders viel, nur dafs sich's länget. — — —

„Minne, ist das ein Er? kannst du mir Minne erklären?
Ist es ein Sie? und kömmt mir Minne, wie soll mit Minne ich gebärden?
Mufs ich sie behalten bei den Töcken?
Oder fliegt Minne ungera auf die Hand, ich kann Minne wohl locken.“ —

„Herrin, ich hab' vernommen von Frauen und von Mannen,
Minne kann den Alten und den Jungen ihr Geschofs so spannen,
Dafs sie mit Gedanken sehre schiefset:
Sie trifft unfehlbar alles, was fliegt, was lüft, was geht, was kriecht, was fliefset.“

III.

WALTHER VON DER VOGELWEIDE.

In dem ersten Vorsaale der Königin hatte Garsen die Aufgabe, Bilder aus dem Leben und den Gedichten Walthers von der Vogelweide, eins der ältesten und berühmtesten Minnesinger zur Zeit des Hohenstaufischen Friedrich II., in Fresco zu malen.

1) Das bedeutendste der Gemälde, welche diesen Saal schmücken, ist das Mittelstück an der Decke, und stellt den Dichter im Wettkampfe um den Preis des Gesanges mit anderen berühmten Dichtern auf der Wartburg dar.

Die von Kaisern, Königen, Fürsten und Rittern, wie von fahrenden Sängern geübte Dichtkunst blühte damals vornämlich an den Höfen der Babenberger zu Wien und der Landgrafen auf Wartburg; und als ein Ausdruck des Wetteifers hierin ist das unter dem Namen Krieg auf Wartburg bekannte Gedicht zu betrachten, welchem, wenn es auch später erst sagenmäsig in die noch vorhandene mannigfaltige Falsung gekommen, jedoch wohl wirklich gewechselte Lieder der daran theilnehmenden Dichter zum Grunde liegen. Geschichtssagen setzen den Vorgang gleichzeitig mit der Geburt der heiligen Elisabeth, der nachmaligen Landgräfin, als Königstochter von Ungarn, im Jahr 1206. Dies war überhaupt die glänzendste Zeit der Altdeutschen Dichtkunst; und wie die uralte volksmäsigte Heldendichtung sich nun, meist durch ungenannte Dichter, am herrlichsten ausgestaltete, so lebten damals gerade auch die größten namhaften Dichter. Mehrere derselben waren am Hofe des Landgrafen Hermann beisammen, dessen Haus schon seit Heinrich von Veldeke (um 1180) den Dichtern gastlich war, die es dafür im Gesange verherrlichten, wie vornämlich auch das noch ungedruckte Gedicht von Hermanns und seines Bruders Ludwig Kreuzfahrt (1198) thut. Ein solcher Fürsten-Preis ist nun auch der nächste Gegenstand dieses Sängerstreites auf Wartburg. Heinrich von Ofterdingen tritt hier ausfordernd mit dem Lobe des Fürsten von Österreich gegen alle lebenden Sänger auf, und will wie ein Dieb gehangen sein, wenn er besiegt werde. Die schon durch die Hohenstaufen mit den Thüringer Fürsten verwandten Babenberger waren nicht minder dem Gesange hold, und Walther selber, der in Österreich singen und sagen lernte, war anfänglich am Wiener Hofe befreundet, bei Herzog Friedrich, der im Jahre 1198 auf der Heimkehr von eben jener Kreuzfahrt starb, worauf Walther bei dessen Bruder Leopold, benannt der Glorreiche, verweilte. Walther, der jetzt als Thüringer Hofdichter gegen Ofterdingen in den Kampf tritt, bedauert zwar, daß er sich von Österreich, dem Fürsten und seinen edlen Mannen, los-sagen müsse, erhebt über ihn jedoch den Französischen König (Philipp August), in dessen

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

glänzender Zeit ebenfalls die eigentliche (Nord-) Französische Poesie, nach der Provenzalischen, in reichster Blüte stand, und auch ihn selber verherrlichte. Zugleich that die Macht dieses Königs sich in Deutschland selber durch die kräftige Unterstützung König Friedrichs II. gegen Otto IV. kund. Walther, der auf seinen Fahrten ins Ausland auch über den Rhein bis an die Seine kam *, sang hier also wohl nicht minder aus lebendiger Anschauung: aber im Fortgange des Wettstreites, in welchem am nächsten Tage der tugendhafte Schreiber (Kanzler Heinrich) und Biterolf, und endlich die zu Kiesen (Schiedsrichtern) berufenen Reimar von Zweter (Zwetl) und Wolfram von Eschenbach selber mit dem Preise des Thüringer und Henneberger Herrn auftreten, schilt Walther seine gestrige Übereilung, nennt den milden und beherrzten Österreichischen Fürsten zugleich Mann und Löwe (mit Anspielung auf den Namen Leopold, und auch wohl auf den Österreichischen Wappenlöwen), erhebt den Herzog über den König, und vergleicht ihn der Sonne; aber den Landgrafen, der mit Freuden „uns“ sein Gut spendet, vergleicht er dem der Sonne vorgehenden Tage. Jetzo beklagt sich Ofterdingen, daß Walther ihm ungleiche Würfel vorlege und durch falsches Spiel ihn übervorteile, be ruft sich dagegen auf die Meisterkunst Klinsors von Ungerland, den er herbei holen will, Österreichs Preis zu bewähren. Die Meister rufen mehrmals nach dem Scharfrichter Stempfel von Eisenach, der mit dem Strange dabei steht: aber die Landgräfin nimmt sich Ofterdingens an, mahnt die Sieger an die ihnen bewiesene Milde, und bewegt sie, daß sie, um ihrer Gegenwart willen, ihn gewähren lassen.

Im zweiten Theile des Gedichtes ist Klinsor gekommen, und nimmt den Kampf auf, den Wolfram von Eschenbach ritterlich besteht. An diesem poetischen Zweikampfe, wobei auch der Landgraf und die Landgräfin mit ihrem ganzen Hofe zugegen sind, nimmt Walther nur durch einzelne Beistimmung Eschenbachs Theil, und die übrigen Sänger treten ganz zurück.

Die unter dem Namen der Manessischen Sammlung bekannte, in Paris leider mit einigen anderen Kleinoden vergessene, prächtige Handschrift unserer Minnesinger, an der Zahl 140, mit ihren Bildnissen, aus dem Anfange des 14ten Jahrhunderts, liefert auch ein Gemälde zu diesem Wettgesange: in zwei Feldern, unten die sieben Sänger, und oben die Landgräfin und der Landgraf, als oberster Richter, mit dem Schwert in der Hand, alle sitzend. Auf diesem guten Grunde ist für die neue Ausgabe der Minnesinger ein neues Bild zusammengesetzt, mit Beibehaltung der ausdrucksvollen alten Gestalten und Stellungen, der Landgraf und die Landgräfin in die Mitte der Sänger, nur etwas höher, gesetzt **.

Weniger Rücksicht auf dieses alte Vorbild hat Galsens Deckengemälde genommen, obschon es auch nicht ganz unbeachtet geblieben zu sein scheint. Wir sehen hier Walthern, als vollkommenen Sieger, mit dem Lorbeer gekrönt, vor dem fürstlichen Paare, während der besiegte Ofterdingen sich unter den Schutz des Zauberers Klinsor begiebt. Zur Rechten sitzen, als Kampfrichter, Eschenbach, Reimar, Biterolf und der Schreiber. Zur Linken steht der Scharfrichter mit dem Strick in der Hand. Den Hintergrund nehmen die Hofleute in ihren Logen ein.

* Die Strophe im zweiten Theile der Wartburg-Lieder, unter Walthers Namen, worin er sagt, er habe zu Paris gute Schule gefunden, gehört, ihrem ganzen Inhalte nach, dem Klinsor zu.

** Eine Abbildung des alten Gemäldes in verkleinerten Umrissen von F. Hegi, liefert v. d. Hagens Museum für Altdeutsche Litteratur und Kunst, Bd. 2. (1811). Der darnach von Unzelmann entworfene und ausgeführte Holzschnitt steht vor dem zweiten Bande der v. d. Hagenschen großen Ausgabe der Minnesinger, welche auch Walthers sämtliche Gedichte enthält.

WALTHER.

Der Landgraf Hermann, von welchem auch ein gleichzeitiges Bildnis in einem Gebetbuche zu Stuttgart steht, war nicht nur den Sängern hold, sondern auch sonst ein geschichtlich bedeutender Mann, und hatte besonders mächtigen Einfluß bei den damals so rasch wechselnden Deutschen Königen und Kaisern, als Heinrich VI., Philipp, Otto IV., Friedrich II.; weshalb er hier auch gepriesen wird, daß er Könige ein- und absetze, während Walther, wie Eschenbach, vornämlich seine Freigebigkeit bis zum Überschwange in der rauschenden Hofhaltung hervorhebt. Noch näher stand dem Münchener Maler die Landgräfin Sophia, Tochter des ersten Wittelsbachischen Baiernherzogs Otto I., in deren Gefolge auch die Bairischen Gräfinnen von Abensberg genannt werden. Endlich konnte zur kenntlichen Bezeichnung des Kampfplatzes die Halle benutzt werden, welche auf der Wartburg noch als solche gezeigt wird, und ohne Zweifel, in ihrem rundbogigen Säulenstyl, noch über die Zeit dieses Wettgesanges hinaufreicht.

Walther hielt sich, wie er selber sagt, immer gern zu den Besten und Grösten, und so stellen ihn auch die beiden Seiten des Hauptbildes an der Decke dar.

2) Zur Linken erscheint er im Gefolge des Königs Philipp und seiner Gemahlin Irene. Walther selbst giebt in seinen Gedichten ein glänzendes Bild von beiden: freudig, ohne Zweifel, als Gegenwärtiger, schildert er Philipps Krönung, entweder die zu Mainz (15. August 1198), oder als Philipp schon zu Ostern desselben Jahres, nachdem er vom Banne gelöst worden, in Worms gekrönt erschien: wunderbar passe ihm die alte Krone; ihr Gestein und der anmuthige junge Mann lachen einander an, den Fürsten zur Augenweide, und der Waise auf seinem Haupte leuchte allen vom Reiche verirrtten Fürsten als Leitstern vor. Dieser Waise ist der größte mitten auf dem Vorderschilde der Deutschen Reichskrone glänzende einzige Stein seiner Art, daher eben Waise (*Solitaire*) genannt, welchen, laut der Deutschen Heldensage, Herzog Ernst auf der Irrfahrt durch einen Berg abgehauen, zur Leuchte gebraucht (ganz wie Sindbad in 1001 Nacht), und dem Kaiser Otto heimgebracht habe. — Schon früher hatte Walther den aus Italien gekommenen Philipp im Jahre 1197 aufgefordert, diesen Waisen aufzusetzen, und dadurch die Mitbewerber um den verwaisten Thron zu verdrängen. Dieses glänzende Krönungsbild wird noch geweiht und vervollständigt durch die folgende Weihnachtfeier zu Magdeburg, wo der König mit Krone und Scepter, eines Kaisers Kind und Bruder, also dreieinig, erschien, und mit ihm die Königin (die Griechische Kaisertochter Irene, in Deutschland auch Maria genannt), die Rose ohne Dorn und Taube ohne Galle (bekannte typische Bilder der Heiligen Jungfrau); das Ganze wird durch der Sachsen und Thüringer Dienst verherrlicht. Diese Hofhaltung geschah auch noch im Jahre 1198, der Sachsenherzog Bernhard trug dabei das Königliche Schwert vor, und viele geistliche und weltliche Fürsten und Edlen waren gegenwärtig. Und dieses Fest ist der eigentliche Gegenstand des Bildes.

3) Auf dem andern Seitenbilde zur Rechten des Hauptgemäldes empfängt Walther vom Kaiser Friedrich II. ein Haus zu Lehen; die Kaiserin Constanze hält einen Lorbeerkrantz für ihn bereit.

Nachdem Walther den König Philipp noch zur Milde ermahnt und die verworrene Zeit der Kämpfe zwischen demselben und dem Gegenkönig Otto IV. geschildert, für welchen im Jahre 1201 der Papst entschied, folgt erst sein schon gedachter Aufenthalt bei dem zwischen beiden schwankenden Landgrafen, wo er außer dem Sängerstreite noch manche andere Erlebnisse hatte. Nach Philipps Ermordung durch den Wittelsbacher (1208) erscheint Walther im Dienste des nunmehr einstimmig abermals erwählten Otto, der jetzt im Besitze der Reichskleinode

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

war, auch 1209 in Rom gekrönt, aber 1210 schon wieder vom Papst gebannt wurde. Walther schalt den Papst und hielt anfangs noch fest an dem Kaiser, und scheint damals auch am Hofe des Markgrafen Dietrich IV. von Meissen vertraut, dessen Treue er rühmt, während er gegen den Landgrafen (des Markgrafen Schwiegervater) den Kaiser sogar aufruft. Dennoch verließ er selber endlich, wie die meisten Fürsten, den Kaiser, nachdem dieser auch seine Hoffnungen getäuscht hatte, und wandte sich dem jungen, vom Papst als Mündel beschützten Hohenstaufischen Friedrich II. zu, der im Jahre 1215 feierlich zu Achen mit der Reichskrone gekrönt wurde. Er preiset nun den jungen König als den besten Mann, welcher ihm die dem Bösesten (König Otto) geleisteten Dienste belohne, und unter dem Maafse der Milde über jenen, bei großer Leibeslänge nicht mehr Wachsenden, riesengroß emporgeschossen sei. Erst stellt er dem Könige von Rom und Apulien sehr eindringlich vor, daß man ihn (den Dichter) bei reicher Kunst so arm an Gut lasse: er möchte sich auch gern an eigenem Heerd erwärmen, und wollte dann wieder recht wie sonst von den Vögeln und der blumigen Heide singen, und den schönen ihm holden Frauen Rosen und Lilien auf den Wangen blühen lassen. Ein Wirth (Hausherr) könne wohl von dem grünen Klee singen; er (Walther) aber, wenn er auch spät ankomme, müße leider schon frühe wieder weiter reiten: er bitte also den milden König, dieser Noth abzuhelpen, „damit auch eure Noth vergehe.“ — Unter der letzten sind Friedrichs fortwährende Kämpfe mit dem Gegenkaiser Otto bis zum Tode desselben im Jahre 1218 gemeint. — Der König, sein Herr, hatte Walthern, wie es nach einem Liede scheint, vorläufig ein Eigenthum, 30 Mark an Werth oder Ertrag, verliehen, ohne daß das Grundstück schon bestimmt worden: deshalb erkennt Walther zwar die Größe der Gabe, scherzt aber, daß er sie weder hören, noch sehen, noch greifen könne, sie weder in Barken noch Arken (Kasten) habe, wo auch die Pfaffen (Gelehrten) ihm nichts hinein disputiren könnten, wenn es nicht drinnen wäre. Aber gleich im folgenden Liede jubelt Walther, daß er sein Lehn habe von dem edeln milden Könige, nicht mehr (als Wanderer) den Hornung an den Zehen zu fürchten und bei kargen Herren zu bitten brauche, sondern im Winter Wärme und im Sommer Kühle habe, von seinen Nachbarn nicht mehr spöttisch angesehen werde, und fortan auch nicht mehr so viel schelten wolle, weil der König nun auch seinen Sang gereinigt habe. Desgleichen sagt er, mit Rückblick auf die traurige Zeit nach Friedrichs von Österreich Tode, daß er nun erst wieder sein Haupt in voller Würde aufrichte, da das Reich und die Krone ihn (als Belehnten) an sich genommen, und er nun seinen eigenen Heerd, und Vergütung seines Leides habe: jetzt möge herbeikommen, wer nach der Geige tanzen wolle, und mit ihm fröhlich sein.

Glaublich war dies Reichs-Lehn ein Grundstück in Würzburg, wo es sonst einen Hof zur Vogelweide (d. i. Vogelhaus) gab, und wo auch Walthers Grabmal war. Franken ist wahrscheinlich auch seine Heimat, und Walther, früher nur armer fahrender Sänger, erhielt mit dem Reichslehn erst adeligen Namen und Wappen, welches, sammt dem Ritterschwert, ihm das Bild der Manessischen Handschrift zuteilt: nämlich, ein viereckiges Vogelbauer mit einem grünen Vogel in rothem Felde, sowohl auf dem Helm, als im Schilde.

Die, bei der Belehnung gegenwärtige Kaiserin Constanze mit dem für Walther bestimmten Lorbeerkrantz ist freie Erfindung des neuen Malers, und weder Geschichte noch Gedichte wissen, daß Friedrichs II. erste Gemahlin, die Aragonische Constanze (1209 bis 1223), in irgend einer Beziehung zu dem Deutschen Dichter gestanden; sie kam nie nach Deutschland. Ihr Sohn ist aber der unglückliche König Heinrich VII., auf welchen sich Gedichte Walthers

WALTHER.

beziehen, der seine Kunst dem Pfleger des jungen Königs, Erzbischof Engelbert von Köln, empfiehlt. Diesen hatte der Kaiser bei dem Krönungszuge nach Italien (1220), wohin auch ein Lied Walthers ihn begleitete, zum Reichsverweser ernannt, als welchen Walther ihn höchlich rühmt, und seine Ermordung im Jahre 1225 um so mehr beklagt.

4) Das eine der beiden Gemälde an der Fensterseite des Saales stellt den Dichter dar, wie er wehklagend den blutigen Streit der weltlichen und geistlichen Macht und die von schreckbaren Himmelszeichen begleiteten Gräueltaten der Verwüstung schauet. Walthers Klage über diesen das Vaterland zerrüttenden Kampf zieht sich durch eine lange Reihe seiner Gedichte von Kaiser Otto's Bann bis zu den päpstlichen Verfolgungen des erst erhobenen Friedrichs II., die mit Friedrichs Bann und Entsetzung (1245), ja mit Vertilgung des ganzen Hohenstaufischen Stammes (1268) endigten, was jedoch Walther nicht mehr erlebte.

Eine Haupttriebfeder dieses Zwistes war die Kreuzfahrt, welche Friedrich gleich bei seiner Erhebung, und im Jahre 1225 sogar bei Strafe des Bannes, verhiess, aber wegen der inneren Kämpfe nicht ausführen konnte. Neben der festen gesetzmässigen Herstellung und Weltherrlichkeit des Deutsch-Römischen Reichs, lag auch Walthern besonders die Würde und Herrschaft der Christenheit durch das höchste weltliche Oberhaupt, den Kaiser, am Herzen. Das heilige Grab war schon seit 1187 in den Händen der Ungläubigen; und wie die Päpste Innocenz III., Honorius III., Gregor IX., mahnte Walther den König und Kaiser wiederholt an das bei beiden Krönungen feierlich genommene Kreuz. Er preiset in mehreren Liedern die unterdes von dem Österreichischen Herzog Leopold unternommene und glorreich beendigte Kreuzfahrt (1217 bis 1219), wodurch Damiette erobert wurde, das aber 1221 schon wieder verloren ging. So kündigt sich nun Walther dem Kaiser als Frohbote Gottes an, der ihm entbiete, daß er, als sein Statthalter auf dem Erdreiche, das schmähliche Frohlocken der Heiden im Lande seines Sohnes Christus nicht dulde: Gott wolle ihm dafür in seinem Reiche gegen den Teufel gerecht werden; des Kaisers strenge Handhabung des Friedens werde ihm auch bei fremden Völkern Ehre bringen; die möge er annehmen, und auch die Christenheit rächen; er führe zwei kaiserliche Gevalten im Schilde, des Adlers Adel und des Leuen Stärke: nämlich den Reichs-Adler und den Löwen oder Leoparden der Schwäbischen Herzöge. Beim Drängen des Papstes, ungeachtet der Lombardischen Unruhen im Jahre 1227, sandte Walther an den schon dem Banne verfallenen Kaiser durch einen Boten „seines armen Lehnsmannes Rath:“ das Beste sei, unter solchen Umständen, daß er, wenn nicht Gut und Leute ihn warten lassen, hinfahre, und bald wiederkomme, sich nicht thören lasse, sondern diejenigen irre, welche Gott und ihm geirret haben, und die bösen Pfaffen, welche das Reich verstören wollen, von den guten, oder alle von dem Chore scheidet. Dann klagt Walther in einem Kreuzliede, daß die Ehre aus Deutschen Landen dahin zieht, und die Mannhaften und Vermögenden mit Schanden heimbleiben, des himmlischen Kaisers Sold ihnen entgeht, und ihnen weder die Engel, noch die Frauen hold sind. Es nahe ein Sturm, von dem man singe und sage, daß er alle Königreiche durchfahren werde, der schon Bäume und Thürme niederstürzt (wie die Waller klagen), und starken Leuten die Häupter abwehe. Darum sollen „wir zu Gottes Grabe fliehen. Wehe, daß wir Mülsigen zwischen vergänglichlichen Sommerfreuden, Blumen und Vogelgesang, kläglich niedergesessen sind, anstatt nach den ewigen Freuden zu ringen: wir haben mit den Grillen gesungen, und thöricht den Rath der für den Winter sorgenden Ameise verachtet (die alte Fabel), wie jenseits sich offenbaren wird.“ — Der Sturm ist hier, wie das dreimalige Wehe! des Engels in einem andern Gedichte (nach der Offenbarung

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

Johannis), Vorzeichen vom Ende der Tage und vom Gerichte in Palästina, welches Walther in seinem eigenen Kreuzliede bestimmt verkündigt, und in einem andern Gedichte noch andere Vorzeichen dieses Tages: die Sonne verliert ihren Schein, überall herrscht Untreue, des Kindes gegen den Vater, des Bruders gegen den Bruder, Gewalt siegt und Recht verschwindet: darum soll man nicht länger liegen, sondern dorthin ziehen.

Der Kaiser hatte sich, nach Walthers Rath, unter ungünstigen Umständen, wirklich schon im Jahre 1227 zu Otranto eingeschifft, erkrankte aber, und musste umkehren; worauf sogleich der Bann über ihn ausgesprochen wurde, ungeachtet seiner Entschuldigung. Die Bannbriefe des Papstes rügt auch Walthers großes tiefes Lied, worin er rührend klagt, daß sein Leben wie ein Traum vergangen, und er bei der Heimkehr in sein Geburtsland alles verändert und die Gespielen veraltet finde, die jungen Leute überall nicht mehr fröhlich singen und tanzen wollen, die Frauen ungeschmückt und die Ritter bäurisch einhergehen: „uns sind unsanfte Briefe kommen,“ welche Trauren und Weinen bringen, daß selbst die Vögel betrübt sind. Walther schilt jedoch seinen Unmuth hierüber, und weist von der täuschenden Freude der Welt auf die ewige hin, ermahnt die Ritter zur leichten Buße, die geweihten (Ritter-) Schwerter würdig zu gebrauchen, und wünscht, daß er selber gewürdigt werde, „die liebe Reise über See“ zu fahren, so werde er Armer reichen Sold und selbst die ewige Krone erwerben, freudig singen und nimmer wehklagen.

5) Die stete Hinweisung auf diese Kreuzfahrt ging endlich auch für Walther selber in Erfüllung; wie das zweite Gemälde an der Fensterseite darstellt: der fromme Sänger, ritterlich gerüstet, kniet angesichts der heiligen Stadt in Gebet versunken.

So bezeugt auch sein freudig rührendes Kreuzlied, daß nun erst sein Leben gewürdet sei, da endlich sein sündiges Auge das heilige Land schaue, wo Gott menschlich wandelte und alle seine Wunder, von der Geburt bis zur Auferstehung, geschahen, und wo er auch das jüngste Gericht halten wird: dieses Land, welches Christen, Juden und Heiden als ihr Erbe ansprechen, aber von Gottes- und Rechtswegen „uns“ gehört. — Zunächst steht hier nun eben der letzte große Kreuzzug, welchen Kaiser Friedrich am 1. August 1228 von Hydrunt wirklich ausführte, zwar vom Papste, weil die Heeresmacht ungenügend sei, abermals im Bann bestätigt, und von den meisten Wälschen verlassen, dennoch mit Hülfe der Deutschen wieder in Jerusalem einzog, am 27. März 1229, und am folgenden Sonntag in der Kirche des heiligen Grabes selber die Krone vom Altar nahm und sich aufsetzte, wobei die Deutschen sangen, und der treffliche Deutschmeister Hermann von Salza eine Deutsche Rede sprach, in welcher der Kaiser sich gegen den Papst entschuldigte und sich vor Gott demüthigte. Wenn Walther, wie glaublich, auch hiebei gegenwärtig war, so sah er seinen innigen Wunsch erfüllt, das Oberhaupt des Deutschen Reichs und der Christlichen Welt von der Glorie umstrahlt auf der heiligsten Stätte der Erde. Der Maler hätte auch kühnlich dieses sich selber darbietende Bild also ausführen dürfen.

Spätere geschichtliche Beziehungen finden sich nicht in Walthers Gedichten, und er scheint bald darauf, nachdem er, wie er sagt, 40 Jahre und länger gesungen, verstorben.

6) Das Mittelbild an der zweiten Wand zeigt sein auf dem Grabe ruhendes Steinbild, umher Vögel, die von Chorknaben gefüttert werden. Dies Gemälde ist, in seiner einfachen Ausführung des neuen Gedankens, das lieblichste von allen. Es gründet sich auf Überlieferung. Walther starb nämlich, laut alter Zeugnisse, daheim in Würzburg, und sein Grab war im Grashofe des Neuen Münsters, genannt der Lorenzgarten, unter einem Baume, wo, seinem

WALTHER.

letzten Willen zufolge, auf seinem Leichensteine die Vögel täglich gefüttert und getränkt wurden; welche Vogelweide die Canonici in Semmeln für sich selbst zu Walthers Jahrzeit verwandelten. Die Lateinische gereimte Grabschrift im Kreuzgange ebendasselbst sprach die Bedeutung jener milden Stiftung aus.

Das Leben des Sängers, wie es auch in seiner ungewissen Herkunft und steten Wanderung durch alle Deutschen Landschaften und Stände dem gesammten Vaterlande angehört, dichtete sich so noch über den Tod hinaus: auf seinem grünen Grabe in geweihter Erde des Klostergartens unter der laubigen Linde erquickt und erfreuet er noch die so oft besungenen Sängers der Haine, er selber (wie ihm Gottfried von Straßburg nennt) der Chorführer der Nachtigallen.

So bedeutsam ist auch sein Bild in der Manessischen und Weingarter Handschrift: nach seiner eigenen Schilderung im ersten sinnvollen Liede, sitzt er auf einem mit Rasen und Blumen bewachsenen Steine, mit übergeschlagenem Beine, darauf den Ellbogen, und in der Hand Kinn und Wange stützend. Der zwar bärtige, doch noch jugendliche Dichter, ein Barett auf dem lockigen Haupte, in reichem, blauem Gewande mit rothem Unterkleide, blickt nachdenklich nieder, und hält in der Rechten eine Schriftrolle seiner Lieder, welche aufgerollt empor-schwebt zwischen dem Wappenschild und Helm mit den Vogelgebilden. Vor ihm steht sein Ritterschwert mit herabhängender Fessel an den Hügel gelehnt *.

7) Mit Hinsicht hierauf ist auch Walthers Bild auf dem Mittelfelde der ersten Wand, dem Treppeneingange gegenüber, gemalt: in einem runden Rahmen sitzt der Sänger einsam, umblühet von der Maiwonne und umflattert von Waldvögelein; eins der schönsten Gemälde dieses Saales.

8 und 9) Die beiden Seitengemälde des Grabmales sind auch Bilder zu Frühlingsliedern, und reihen sich demselben schicklich an.

Von den beiden Gemälden neben Walthers Bildnis zeigt

10) das zur Rechten einen Ritter, der sich mit seiner Geliebten in einem Schilde spiegelt. So lieblich diese Darstellung ist **, so wirkt sie doch nur, wie ein Gemeinplatz, und hat etwas Geziertes; auch findet sich durchaus kein Anlaß dazu in Walthers Gedichten. Endlich

11) das Gemälde zur Linken giebt Walthers Abschied von seiner Geliebten, als er nach dem Kloster Tegernsee reiste, und hat guten Grund, obgleich die Gedichte beides eben nicht verbinden. Unter den Scheideliedern möchte man dasjenige hieherdeuten, worin Walther zuvor alles fahrende Gut und Eigen vertheilt, damit kein Streit entstehe, nämlich sein Unglück den Feinden, sein Leid den Lügern, seine Thorheit den falschen Minnern, und den Frauen Sehnsucht nach Herzlieb. Walthers Aufnahme in Tegernsee war hier aber fast ebenso unpas-slich, als die der Nibelungen in Baiern überhaupt. Diese neuerlich in ein Königliches Schloß verwandelte fürstliche Abtei Tegernsee, sonst vor allen berühmt durch ihre Pflege der Wissenschaft und Kunst ***, namentlich auch der Dichtkunst und Malerei, war unter Abt Mangold 1186 bis 1214 mannigfaltig durch Kriege verstört und verbrannt, von dessen Nachfolger Heinrich (bis 1242) hergestellt und gut verwaltet. In diese bessere Zeit trifft wohl Walthers

* Im verkleinerten Umriss bei Taylor, *Lays of the Minnesingers or German Troubadours* (London 1825); Nachbildung in Holz von Gubitz zum Berliner Musenalmanach 1831.

** Erinnert an das hübsche Bild von Kaselowski auf der Berliner Ausstellung 1834: wie ein Ritter seiner sich bräutlich schmückenden Geliebten den Schild zum Spiegel vorhält.

*** F. Kugler, *dissert. de Wernhero mon. Tegerns. Berol.* 1831.

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

Besuch, der immer von der Ehre dieses Hauses gehört hatte, und deshalb über eine Meile von der Strafe dort ankehrte, aber bloß mit einem Trunke Wasser von des Mönchs Tische scheiden muste. Er schilt nur auf sich selbst, daß er sich mehr auf Andere, als auf sich selbst verlasse.

Gastlicher haben Walthern andere geistliche und weltliche Fürsten dieser Gegenden aufgenommen, namentlich: der Patriarch Bertold von Aquileja, Oheim der Heiligen Elisabeth, der letzte seines Stammes von Meran (starb 1251); der Herzog von Kärnten, Bernhard (starb 1256), und des Herzogs Leopold von Österreich Oheim, Heinrich von Mödling (starb 1223). Neben diesen mehr äußeren geschichtlichen Zügen, welche in den Wandgemälden zumeist benutzt sind, stellt sich Walthers Bild aus seinen Gedichten noch vollständiger also dar:

Edel geboren, dabei arm und zum Dienste genöthigt, hat er früh aus tiefem Berufe die Dichtkunst zur eigentlichen Herrin erwählt, wie das gesammte Vaterland zur Heimat, und so zieht er an den gesangliebenden Deutschen Höfen, wie im Auslande, ritterlich umher, immer sich zu den Besten haltend, und überall willkommen, obwohl er manchmal auch über Ungemach und ungestliche Aufnahme klagt. Unbedenklich nimmt er für seinen Dienst Unterhalt und Geschenke: Rosse, Rüstung und Kleider empfangen auch die ritterlichen Dienst- und Lehnsleute und auf ritterlichen Erwerb von Turnier zu Turnier fahrende Ritter, sowie die ebenso fahrenden Singer und Sager: diese aber nahmen alles Gebotene, namentlich auch getragene Kleider; und solche rühmt sich Walther, der unbedenklich vom Herzog von Kärnten das versprochene Kleid fordert, nie genommen zu haben. Er sang seine Lieder zur Geige und spielte damit zum Tanze vor: wie der edle Freiherr und ritterliche Spielmann und Fiedler Volker auf Chriemhildens Hochzeit und bei dem Markgrafen Rüdiger; ja wie die Österreichischen Herzöge Leopold und Friedrich selber den Reigen sangen und vortanzten.

Walther aber dichtete nicht allein für und von seinen Gönnern und Fürsten, sondern sang auch („wie der Vogel singt“) sein eigenes Leben, zunächst seine Minne bis ins hohe Alter. Auch er hat sich früh eine schöne und hohe Herrin erkoren, ihr lange gedient und sie besungen, hätte ihr gern Sonne, Mond und Sterne zu eigen gegeben: sie aber ist ungnädig, obschon Gnade bei Hoheit und Schönheit sein soll, und vergißt des Dankes. Er wird bei ihr sitzend zum Kinde, und verstummt, wenn er reden will, vor ihrem Blicke. Ihr Lächeln beglückt ihn auch beim Versagen. Er rühmt ihr schönes Kleid, worin Sinn und Seligkeit gewirkt sind, nämlich ihren reinen Leib, — und das er gern nähme, obschon er sonst nie getragene Kleider nahm. Er will sie bewegen mit ihm den Leib zu tauschen: sie aber will Niemand den Leib nehmen, und als er gern sterben will, verschmäht sie jedoch einen überdrüssigen Leib. Er schildert ihr wundervolles Bild, welches im vollkommensten Ebenmase der Schönheit und Reinheit der höchste Bildner gegossen: das Haupt gleich dem Himmel, darin zwei Sterne, welche den sich darin Erblickenden verjüngen und seine Sehnsucht heilen; ihre Rosen- und Lilienwangen schaut er lieber, als den Himmel und Himmelswagen; sie hat ein rothes Küssen, durch dessen Balsamduft er von aller Noth gesundete, wenn sie es ihm an die Wange legte; er wolle es wiedergeben, als oft sie's verlange; ihre vollkommen gestalteten Hände, Busen, Füße, alles reizt und entzückt ihn, wie damals, als er sie nackt aus einem reinen Bade treten sah. Er beschuldigt sie keines andern Zaubers, als Schönheit und Hoheit, und preiset sie, wenn sie seine Kunst für Schönheit nehme: „wer guten Weibes Minne hat, der schämt sich aller Missethat.“ Durch sie wuste er erst, was er sprach, und ward zu hohen Sprüchen begeistert. Die Boten seiner Augen bringen sein Herz zu Freuden.

WALTHER.

sprängen, und seines Herzens Augen schauen sie auch in der Ferne. Wirkliche Boten aber weist sie auf den geraden Weg. Aufpasser versperren ihm auch die Geliebte; er bittet sie, daß er heimlich ihr Lob zu Hofe singen dürfe, und will hoffend sich mit Wünschen und Wähnen begnügen, und manche Schmach um sie dulden. Im Gespräche mit ihr, freut er sich, durch ihre Minne geehrt zu sein, und beide sagen, was Mann und Weib an einander zum höchsten schätzen. Beständigkeit ist des guten Weibes Krone, Freude in Züchten steht ihr, wie Rosen bei Lilien; ihr schöner Gruß wie Vogelsang der Linde über Blumen und Klee; ihrem mimiglich redenden Munde gebührt der Kufs. Der Mann soll in Treuen stets Gutes von den Frauen reden, und dabei bescheiden sein, so wird ihm gewährt. In einem Selbstgespräche gesteht sie ihm, den die Besten rühmen, den Preis vor allen Bewerbern. Sie hat ihn endlich, in aller Eile geküßt und umarmt und harret nur auf Gelegenheit zur vollen Gewährung. Nun ist er immer ihr leibeigener ritterlicher Dienstmann, und freut sich der herzlichen Minne, welche Ehre und Seligkeit, und nicht, wie man sage, Sünde sei. Die Schöne, die höher ist, als Mai- und Sommerwonne, gleich der Sonne vor den Sternen, durch die Winter und Sommer gleich sind, hat endlich die Hut getäuscht, und erst der Morgenstern und das Tagelied des Burgwächters scheiden den Ritter zu früh von ihr.

Bei solcher hohen und heimlichen Minne mangelte es dem fahrenden Singer jedoch nicht an leichteren Liebesabenteuern. Er gedenkt in der Ferne bei kaltem Schnee, der Schönen, die ihm neulich den Ärmel vernähte, und antwortet den neugierigen Fragern, er wüste selber gern, wer sie wäre. Er klagt, daß zu niedere Minne fast sein Tod gewesen, und zu hohe ihn nun siech mache, und bittet die Frau Maafse, ihn die rechte Mitte zu lehren. Den Tadlern seines niedern Minnesanges erwiedert er, seiner herzlichen Schönen gläserner Fingerreif sei ihm lieber, als einer Königin Goldring. Er verspricht ihr auch Sammt und Seide, daß Andere sie beneiden. Sie ist sein Winterrost, unsanft wie Seide, schwarz wie Schnee. Weiß und roth, ohne Schminke, geht sie mit ihrem blonden aufgebundenen Haar anständig zur Kirche, neben mancher, die ihren schwarzen Nacken tief entblößt trägt. „In der Maiwonne, wo Blumen und Klee streiten, wer länger ist, Mägdlein den Ball werfen, Vöglein, Pfaffen, Laien in ihrem besten Tone singen und tanzen, und der rothe Mund der Geliebten ihn anlacht, fehlt ihm nur die Gunst der Ungnädigen. Dem Sehnsüchtigen verkündigt das Spiel des Hahnmessens Gewährung. Er wünscht herzlich, noch Rosen mit ihr zu lesen und Küsse von ihrem rothen Munde: beim Tanze bietet er ihr seinen Kranz aufs Haupt, und bittet sie, mit ihm auf grüner Heide, wo Vöglein singen, weiße und rothe Blumen zu brechen; sie folgt ihm erröthend wie die Rose bei den Lilien; und da geschah ihm von ihr so, daß er diesen Sommer allen Mädchen muß unter die Hüte schauen, um die Geliebte mit dem Kranze zu erblicken: die Blumen fielen von den Bäumen über beide auf das Gras, und er lachte vor Freuden so, daß er — erwachte. Der schöne Traum aber wird wahr, und mit wonnigem Entzücken singt die Geliebte selbst, wie im Thale vor dem Walde unter der Linde ihr Friedel (Geliebter) eine Bettstatt von Blumen gemacht, und sie so empfangen habe, daß ihr der Mund noch roth von Küssen sei: dort sehe man noch Blumen und Gras gebrochen, und an den Rosen könne man wohl erkennen, wo ihr Haupt gelegen; was dort aber geschehen, soll, außer ihnen beiden, niemand wissen, als die verschwiegene Nachtigall *.

Walther, dem die Welt keine höhere Freuden, keinen süßeren Trost zu geben vermag, als

* Siehe das Lied II. am Ende dieser Abtheilung, S. 73.

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

ein holdseliges Weib, spricht in ähnlicher freudiger Begeisterung den Preis der Deutschen Frauen aus, der dem Helden und Dichter des ritterlichen Frauendienstes, Ulrich von Lichtenstein, aus der Seele gesungen war; er kömmt als Bote der besten Mähre, wofür er sich nur der Frauen Graft bedinget: soviel Länder er auch gesehen und Völker beobachtet, Deutsche Zucht geht über alle. Die Besten und Schönsten wohnen zwischen dem Rhein und der Elbe und Ungerland, die Männer sind wohlgezogen und die Weiber wie Engel: „wer Tugend und reine Minne sucht, der komme in unser Land: lange müfse ich leben darin!“ Stetes Frauenlob ist auch sein Gebot, und er fordert Alle heraus, zu bewähren, ein Andrer habe Deutsche Frauen höher gelobt.

Die Welt aber hat sich dann traurig verändert: die Frauen sind Schuld, daß die Männer so übel thun, weil man durch Unfuge ihre Minne erwerben soll, und Zucht verachtet werde. Haß und Neid verläumden nun seinen Sang als Verunglimpfung der Frauen; er scheidet aber die Guten von den Bösen, und habe freilich, seit die wahre Minne verdorben, etwas unminiglich gesungen, werde aber gelegentlich auch wieder hübsch (höfisch und anmuthig) singen, immer der Zeit gemäß und seiner Art „mit den Fröhlichen sich zu freuen und mit den Traurigen zu trauern.“ Die Welt ist überhaupt ohne Freude, und selbst die Jungen und Hohen sind nicht mehr froh. Walther rügt, daß die Frauen und die Pfaffen es mit den Schaamlosen halten, und besonders schilt er noch die Unkeuschheit der Pfaffen, die sich darauf legen, ein schönes Weib zu Falle zu bringen. Und so befeilsigt sich Walther auch hier des „scharfen Sanges,“ wie oben bei triftigen geschichtlichen Anlässen.

Walthers Verbindung des fahrenden Sängers mit dem Ritter und Reichslehnsmanne, sein Aufenthalt an den Höfen, „immer bei den Besten,“ und vor allen sein überlegener Geist, der hohe Ernst und die scharfe Ironie, bei dem herzlichsten vaterländischen Sinne, machte seine mit dem echten Gepräge des Dichters erklingenden Worte zur wahrhaften Volksstimme, und gab ihnen mächtigen Nachdruck; und zugleich war er in seinen Gedichten der Rath des Kaisers und der Fürsten. So sagt er auch einmal, daß wohl die halbe Welt seine Rede höre und seinen Rath verlange, während er sich selber nicht zu rathen wisse (sowie er Leid hat, indem er Andere durch sein Lied erfreuet). Die Wohlfahrt und die Ehre des Deutschen Vaterlandes und Reiches der Christenheit liegt ihm vor allem am Herzen, und schmerzlich betrauert und strengt rügt er, nebst der mannigfaltigen Zwietracht der geistlichen und weltlichen Macht, und der letzten wieder in sich, die allgemeine Entartung aller Stände und Alter. Er verehrt den Papst als geistliches Oberhaupt der Christenheit, aber die weltliche Gewalt desselben, welche leider Constantin gegründet habe, und besonders der Mißbrauch derselben gegen Kaiser und Reich, ja sogar gegen das heilige Grab, durch willkürliches Segnen und Bannen, ist ihm mit Recht ein Gräucl, und „man soll dem Kaiser geben, was des Kaisers ist.“ Er straft die Habgier und Unkeuschheit der Pfaffen, die ritterlichen Pfaffen und pfäfflichen Ritter (nicht die geistlichen Ritterorden), wie die Mannweiber und weibischen Männer, die jungen Altherren und die alten Jungherren. Die Niederen sind jetzo hoch am Hofe und des Reiches Rätthe, während die Hohen vor der Thüre stehen; sie lehren die Fürsten Lug und Trug, und brechen Recht und Gesetz: so liegt die Krone und steht die Kirche. Die Herren sollten aber die drei guten Rätthe, Frommen, Gottes Huld und weltliche Ehre, von den drei bösen, Schade, Sünde und Schande, unterscheiden. Walther sieht die Stühle, auf welchen

* Siehe das Lied I. am Ende dieser Abtheilung, S. 72.

WALTHER.

sonst Weisheit, Adel und Alter gewaltig safsen, leer stehen; daher sinkt das Recht, trauert die Zucht und siechet die Schaam. Den falschen Rätlen müsse Bein oder Zunge erlahmen, welche die Herren wortbrüchig machen. Die Herren sollten geben, bevor dem Lobe der Kalch (die Frische) abgetragen würde; viele sind aber wie Gaukler, die auf den Hut oder auf die Büchse blasen, und bald einen Falken, bald einen Pfau, bald ein Meerwunder darunter sehen lassen: am Ende ist es jedoch immer nur eine Krähe. Getreuen Freund (welcher, erworben, besser hilft als ein angeborener Verwandter) und gutes Schwert erkenne man in der Noth: Walther hatte sich auf zwei verlassen, die aufsen und innen ohne Falsch schienen, jedoch sich unlegten, als sie schneiden sollten, und wünscht, sie nie gekannt zu haben, um sich den Schaden und ihnen die Schande zu ersparen. Das unhoffliche (rohe, kunstlose) Singen wird an den Höfen, wie bei den Frauen, vorgezogen: Walther will aber nur die Ehre, welche ihn dauernd ehrt, und verschmähte manchen Rosenkranz wegen des Dorns; der Tadellose kann froh an den Tanz treten, und auch der Hof sollte nur die ehren, welche daheim Recht thun. Das zuchtlose Hofvolk sollte wie Unkraut ausgejätet werden. — Unter mancherlei Unsitte wird auch die uralte Deutsche Unart des übermäßigen Trinkens als Hauptsünde und Schande gerügt.

So steht die Welt ohne ihre alte Ehre und Freude, man preiset die bösen Reichen, anstatt der milden Herzen; Treue und Wahrheit werden gescholten. Die jungen Ritter zieren nicht mehr den Ehrensaal, die Edelknechte sind unhöflich in Worten und Werken, Zucht ist ihr Spott. Die Jungen finden nur Freude und Ruhm darin, die reinen Frauen zu schmähen und zu beschelten. Er warnt die Frauen vor den jungen Thoren, die zuchtlos der Ruthe entwachsen sind, und dem Ritterschwerte zu schwach, die Minne nur im Munde führen, welche der Kindheit nicht ziemt. Ehemals sparte man, nach Salomons Lehre, nicht die Ruthe an ihnen: jetzt dagegen spotten sie der Alten, sind ungebacken und ohne Ehre; ihre Jungen werden es ihnen aber vergelten. Die tugendlosen Herren sollten ohne Erben sterben, denn des Bösen böses Kind ist ärger als der Teufel. Vormalis war Deutscher Ruhm allgemein, und alle Nachbarländer suchten Sühne mit Deutschland, oder waren bezwungen; damals riethen die Alten, und thaten die Jungen: jetzt aber sind die Richter (besonders Fürsten) krumm, und alles dem gemäß. Walther, zwar scheinbar heiter, wird jedoch nicht eher wieder froh, bis Deutsche Leute wieder gut werden, und ihn die Welt tröstet, die ihm Leide thut.

Zugleich mit dieser trüben Zeit schleicht das Alter heran, und die Minne entweicht; denn ihr sind 24 Jahre lieber als vierzig; und sie, der Walther so lange gedient, sieht ihn überzwerch an; der Winter, dem er zwar auch Lieder singt, ist jetzo doppelt hart; die grauen Locken und Bart, wie der greise Rock, finden nicht Gnade. Walther, von jeher gedankenschwer und fromm, richtet den Blick nun immer fester über die Erde und das Grab hinaus: er hat nie einen halben Tag ganze Freude gehabt; alle Freude vergeht hier, wie der farbigen Blumen Schein; und er wendet sich drum zu den unvergänglichen Freuden. Er ist früher getreulich im Dienste der Frau Welt gewesen, hat sie um Hilfe bei der Geliebten gemahnt, das Alter zu achten und die alte Ehre wieder zu ihrem Gesinde zu nehmen: sie aber ist undankbar, und giebt, was er sehnlichst bittet, lieber einem jungen Thoren. Er stimmt nun mit den Greisen überein, denen er sonst bestritten, daß die Welt trauriger stehe, als je, weil sie keinen Dienst vergilt. In einem Gespräche mit der Welt heißt er sie dem Wirthe (ihrem Manne, dem Teufel) sagen, daß er ihn aus dem Schuldbuche tilge, weil er die Zeche bezahlt habe, und lieber einem Juden, als ihm, schuldig bleiben wolle. Sie lockt

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

ihn zu bleiben und erinnert ihn an ihre Gewährung aller Freuden, obschon er sie zu selten darum gebeten. Er aber achtet es an der Zeit, sich zu entwöhnen, nachdem er schon zu lange gesogen: ihr reizendes Angesicht habe ihn getäuscht, und er werde sie immer schmähen, seitdem er von hinten ihre Scheußlichkeit erblickt habe *. Sie bittet ihn nun, wenigstens unterweilen bei ihr einzukehren: er aber ihren Trug fürchtend, sagt ihr für immer gute Nacht und will zur Herberge. Nachdem er länger als vierzig Jahre von Minne gesungen und sich auch derselben erfreut hat, singt er, am Stabe umgehend, nur noch um Huld der reinen Frauen und werthen Männer den Minnesang. Er verkündet auch der Welt, die Alle nackt aus ihrem Dienst entläßt, um die er tausendmal Leib und Seele gewagt, und deren Spott er nun ist, ihr nahes Ende. Die zeitliche Minne ist nicht Fisch ohne Gräte (wie auch Hymnen von der Heiligen Jungfrau, der Rose ohne Dorn, der Taube ohne Galle u. s. w. singen), er wendet sich daher zu der wahren ewigen Minne. Ein schönes lilien- und rosenfarbes Bild hatte er sich zur Wohnung erkoren: (den Leib) das hat nun Schönheit, Rede, Schmaek (Geruch) und Schein verloren, ist kerkerfarb geworden, und er wünscht so daraus zu scheiden, daß er sich einst wieder freudig mit demselben zusammen finde. Wie ein Meister Traum und Spiegelglas vergänglich (und Schaum) genannt, so ist auch Walthers bisherige Freude, Laub und Gras, die blumige Heide mit der Linde, der Wald und der Vöglein Sang, und er selber. Jämmerlich steht der Frau Welt ihr Hauptschmuck, und sie giebt böses Ende; es ist Zeit zur Buße, der grimme Tod naht, und Furcht bleichet die Wangen. Seitdem Walther gut und böse unterscheiden konnte, hat er nur Sünde gethan, war sehend blind, und ein Kind an allen guten Dingen, obschon er seine Missethat der Welt verbarg; er griff wie ein Thor zur Linken in die Glut, und mehrte stets des Teufels Spott: nur der heilige Christ kann seinem Ebenbilde helfen, und möge die Seele vor dem Falle in das verlorene Thal bewahren. So wünscht denn Walther auch den Traum seines Welterbens, als er heimkehrend sein Vaterland und seine Gespielen nicht wiederkennt, durch die Wallfahrt zu der wahren Heimat am heiligen Grabe zu beschließen, und er fordert Alle auf, die sich von dem süßen Gifte, der Honiggalle der Welt, die außen schön und buntfarbig, innen aber schwarz und finster ist, wie der Tod, haben verführen lassen, ebenso ihre Sünde zu büßen **.

Wie Walther in dieser Noth, und in den übrigen Kreuzliedern, die Hülfe Gottes, seines Sohnes, Maria's, und der Engel anruft, Christi Leiden vor Augen stellt, und überall in seinen ersten Gedichten, den Glauben und die Gottesminne als das Höchste verkündet, vergißt er auch sonst nicht des Gebetes, obwohl er bereuet, daß es zu selten geschieht. Er segnet seinen Ausgang durch ein schönes Morgengebet, und beginnt eine neue Tonweise, besonders der ersten Art, gemeinlich mit dem Lobe Gottes, dem Geber der Worte und Weise, demnächst der Heiligen Jungfrau, der Engel; und ein großer Lobgesang auf den dreieinigen Gott und Maria, voll Vorbilder des alten Testaments, zugleich mit Rüge des unchristlichen Lebens in der Christenheit, ist das Gedicht, welches die reichhaltige Sammlung seiner Lieder würdig eröffnet.

* Dem etwas jüngern Wirt von Gravenberg, Dichter des Wigalois, erschien so die Frau Welt: von vorn reizend und üppig, beim Umkehren aber hinten voll Kröten, Schlangen und andern Gewürms. Ein ähnliches Steinbild ist noch aufsen an der Sebalds-Kirche in Nürnberg und in einer Kapelle des Wormser Doms zu sehen.

** Siehe das Lied III. am Ende dieser Abtheilung.

WALTHER.

Nicht minder als mit der heiligen Geschichte der Vergangenheit und Zukunft durch die Offenbarung und Kirche, und mit der Zeitgeschichte durch die lebhafteste Theilnahme, war Walther ohne Zweifel auch mit der übrigen Bildung und Kunde der Gegenwart und Überlieferung, zunächst der Dichtkunst vertraut, auch durch seine Reisen im Auslande, obgleich er es nicht, so wie manche Andere, zur Schau trägt, und selten spielt er bestimmt darauf an: nur Artus Hofhaltung dient ihm einmal zum Vergleiche des Wiener Hofes; und von der heimischen alten Heldensage, welche zur höchsten Blüte mit ihm fortwuchs, und von deren Geist und Klang seine echt vaterländischen Lieder vor allen durchdrungen sind, macht er auch nur einmal die lebendige Anwendung, daß allein die, wirklich wohl nicht Hildegunde genannte * Geliebte seines Herzens tiefe Wunde heilen könne: wie die aus den Nibelungen bekannte Hildegunde ihren Walther **, mit dem sie aus Ungerland entflieht, nach den blutigen Kämpfen um sie bei Worms, ihn heilet und tröstet; und wenn er anderswo singt: „wer schlägt den Leuen, wer schlägt den Riesen?“ so hat er wohl eher Siegfrieds Löwen- und Riesenkämpfe, im Siegfrieds-Liede, Nibelungen und Rosegarten, im Sinne, als David und Simson.

Überhaupt gebraucht und bedarf Walther weniger Bilder, Vergleichen und namentlicher Anspielungen, als er, von ihnen durchdrungen, selber lebendig bildet und sinnvoll darstellt; und eben die tieferen und geheimern Beziehungen aller Art machen seine Gedichte so wunderbar anziehend, als oft schwierig und unerschöpflich. Ihm steht gleichwohl die reichste Bilderfülle zu Gebote, wie in den geistlichen Gedichten und Gesichten, so in weltlichen Ehrengedichten, und auch das Ungeheuerliche zu schildern; ferner: einzelne kräftig ausgeführte Bilder; persönliche Darstellungen des Geistigen und Leiblichen, ja Todten; endlich, der kühnste bildliche Ausdruck: jegliches an seiner Stelle, wie der bedeutsame Spruch, womit er manches Gedicht (epigrammatisch) beschließt.

Kurz, Walther ist ein Dichter im höchsten Sinne des Wortes: der mit allen leiblichen und geistigen Sinnen die schöne Gegenwart ergreift, zugleich entzückt darüber hinausblickend und wie im Spiegel das Ewige schauend, wo das Vergangene und Künftige gegenwärtig, das Ferne nah, und der Traum und die Dichtung wirklich ist. Der in der süßen Trauer und Klage um das vergängliche Schöne es eben dauernd hervorbringt; der im sehnlichsten Minneleide sich und Andere erfreut; in Warnung und Ermahnung ernst, im gerechten Zorne heftig und scharf, überall jedoch voll herzlicher Bruderliebe, gern Allen Alles ist: ein wahrhafter, aus tiefer voller Brust allgemein anklingender Volksdichter, und zugleich, auf dem Gipfel seiner, bei allen Wirren und Wehen, herrlichsten Zeit, den Höchsten und Gebildetesten gerecht.

* Er verbarg vielmehr so ihren wahren Namen, welchen zu nennen ganz unsittlich war.

** Von beider Geschichte sind Lessings Bilder, Bd. I., S. 158., erwähnt.

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

LIEDER WALTHERS.

I

DEUTSCHLANDS EHRE.

1. Ihr sollt sprechen „Willekommen!“
Der euch Mähre * bringet, das bin ich.
Alles das ihr habt vernommen,
Das ist gar ein Wind, nun fraget mich.
Ich will aber Miethe **,
Und wird mein Lohn nur gut,
So sag' ich euch vielleicht, das euch sanfte thut:
Seht, was man mir Ehren biete.
2. Ich will Deutschen Frauen sagen
Solche Mähre, dafs sie desto bafs ***
Sollen all' der Welt behagen;
Ohne grofse Miethe thu' ich das.
Zu einem reichen Lohne
Sind sie mir zu hehr ****,
So bin ich gefüg' ***** und bitte sie nichts mehr,
Denn dafs sie mich grüfsen schöne.
3. Ich hab' Lande viel gesehen,
Und ich nahm der Besten gerne wahr:
Übel müfse mir geschehen,
Könnst' ich je mein Herze bringen dar,
Dafs ihm wohlgefallen
Wollte fremde Sitte.
Nun was hülfe mir, wenn ich unrechte stritte:
Deutsche Zucht geht vor ihnen allen.
4. Von der Elb' bis an den Rhein,
Und hin wieder bis in Ungerland,
Da mögen wohl die Besten sein,
Die ich in der Welt je hab' erkannt:

* Mähre, Rede, Botschaft.

** Miethe, Lohn.

*** Bafs, besser.

**** Hehr, hoch, vornehm.

***** Gefüge, bescheiden.

WALTHER.

Kann ich richtig schauen
 Gut Anselm und Leib,
 So mir Gott, so schwür' ich wohl, dafs da die Weib *
 Befszer sind, denn andre Frauen.

5. Deutscher Mann ist wohlgezogen,
 Als Engel sind die Weib gethan,
 Wer sie schilt, der ist betrogen,
 Ich kann es anders nicht verstahn **.
 Tugend und reine Minne,
 Wer die suchen will,
 Der komm' her in unser Land, da ist Wonne viel:
 Lange müfs' ich leben drinne!

II.

MAIWONNE.

1. Unter der Linden
 An der Heide,
 Da unser zweier Bette war,
 Da möget ihr finden
 Schöne, beide,
 Gebrochen Gras und Blumen gar,
 Vor dem Wald in einem Thal,
 Tandaradei! schöne sang die Nachtigal.
2. Ich kam gegangen
 Zu der Aue,
 Da war mein Friedel *** kommen eh'r,
 Da ward ich empfangen,
 Hehre Fraue!
 Dafs ich bin selig immermehr,
 Er küfste mich wohl tausendstund ****,
 Tandaradei! seht, wie roth mir ist der Mund.
3. Da hatt' er gemachet
 Wonnigliche
 Von Blumen eine Bettstatt;
 Des wird noch gelachtet

* Weib ist hier der allgemeinere Name, Frau der vornehmere — Herrin.

** Verstahn, verstehen.

*** Friedel, Geliebter; wie oben S. 24, 46.

**** Tausendstund, tausendmal.

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

Innigliche,
 Kömmt jemand auf denselben Pfad:
 An den Rosen er wohl mag,
 Tandaradei! merken, wo das Haupt mir lag.

4. Dafs er bei mir läge,
 Wüst' es jemand, —
 Verhüt' es Gott! — so schämt' ich mich;
 Was er mit mir pfläge *,
 Nimmer niemand
 Befinde das, denn er und ich:
 Und ein kleines Vögelein,
 Tandaradei! das mag wohl getreue sein.

III

KREUZFAHRT.

1. O weh, wie sind verschwunden alle meine Jahr!
 Ist mir geträumt mein Leben, oder ist es wahr?
 Das ich je wähnt', es wäre, war es, oder nicht?
 Darnach hab' ich geschlafen, und ich weiß es nicht:
 Nun bin ich erwacht, und ist mir unbekannt
 Das mir hievor war kundig, als mein' andre Hand,
 Leut' und Land, wo ich von Kinde bin geboren,
 Die sind mir fremde worden, als ob's sei verlorn;
 Die mir Gespielen waren, die sind träg' und alt,
 Verbreitet ist das Feld, verhauen ist der Wald,
 Nur noch das Waßer fleufset, als es weiland ** floss.
 Fürwahr, ich wähnte, mein Unglück das würde groß.
 Mich grüfset mancher träge, der mich kannt' eh' wohl;
 Die Welt ist allenthalben von Ungnaden *** voll.
 Als ich gedenk' an manchen wonniglichen Tag,
 Die mir sind entfallen, als wie in das Meer ein Schlag:
 Immermehr O weh!
2. O weh, wie jämmerlich die jungen Leute thun,
 Den viel trauriglich steht ihr Gemüthe nun,
 Die können nichts als sorgen: weh, wie thun sie so!
 Wohin zur Welt ich kehre, da ist niemand froh,

* Pfläge, that.

** Weiland, ehemals.

*** Wie oben, S. 41.

WALTHER.

Tanzen und auch Singen zergeht mit Sorgen gar;
 Nie Christenmann gesah so jämmerliche Jahr':
 Nun schauet, wie den Frauen steht ihr Locken-Band!
 Die stolzen Ritter tragen bäuerlich Gewand.
 Unsanfte Briefe sind von Rom uns kommen dar,
 Trauren ist uns erlaubt, benommen Freude gar.
 Das müht mich inniglich, — wir lebten je viel wohl —
 Dafs ich nun für mein Lachen Weinen kiesen * soll.
 Die wilden Vögelein betrübet unsre Klag':
 Was Wunders ist es dann, ob ich davon verzag'.
 Was sprech' ich thörig Mann in meinem bösen Zorn?
 Wer dieser Wonne folget hie, hat jene dort verlorn,
 Immermehr O weh!

3. O weh, wie uns mit süfsen Dingen ist vergeben!
 Ich seh' die bittere Galle in dem Honig schweben.
 Die Welt ist aufsen schöne, weifs und grün und roth,
 Und innen schwarzer Farbe, finster wie der Tod.
 Wen sie verleitet hab', der schaue seinen Trost:
 Er wird mit kleiner Bulse grofser Sünd' erlost.
 Daran gedenket, Ritter, es ist euer Ding,
 Ihr tragt die lichten Helm' und manchen harten Ring **,
 Dazu die festen Schild' und die geweihten Schwert!
 Wollte Gott, ich wär' der Siegesfahrt auch werth,
 So wollt' ich armer Mann verdienen reichen Sold;
 Doch mein' ich nicht die Hufen, noch der Herren Gold:
 Ich wollte selber Krone tragen immermehr,
 Die kömmt' ein Söldener gewinnen mit dem Speer:
 Möcht' ich die liebe Reise fahren über See,
 So wollte ich dann singen Wohl, und nimmermehr O weh!

* Kiesen, wählen.

** Harten Ring, des Panzerhendes.

GESCHICHTLICHE WANDGEMÄLDE IN DEN ARKADEN DES HOFGARTENS.

I.

BEFREIUNG DES DEUTSCHEN HEERES IM ENGPASSE VON CHIUSA DURCH OTTO DEN GROSSEN VON WITTELSBACH 1155.

Seit die Burg der alten Schyren Kloster Scheyern geworden (im Jahre 1113), bewohnte der Pfalzgraf Otto der ältere mit seinen Söhnen den neuen Thurm und das Haus zu Kelheim, wo die Altmühl in die Donau strömt. — Bald darauf baute Otto sich die Burg Wittelsbach. Die Bedrückungen aber, welche er und seine Söhne der Kirche zu Freising zufügten, zogen Acht und Bann über sie.

Otto, sein ältester Sohn, ein herrlicher Jüngling, kam als Geisel an den Hof Konrads, des ersten Kaisers der Hohenstaufen. Dort wurde er für seine ganze Lebenszeit der Freund des königlichen Neffen Friedrich, Rothbart benannt.

Als der Barbarossa nach Italien zog, trug der junge Otto von Wittelsbach das große Reichsbanner mit dem Adler.

Im Spätherbst 1154 zog Friedrich vom Augsburger Lechfeld in die Ronkalische Ebene bei Piacenza. Otto war stets in der Vorhut, und bewies zuerst seine Tüchtigkeit in der Bezwingung der Stadt Tortona. Als Friedrich (18. Juni 1155) durch Hadrian IV. die Krone Karls des Großen empfangen, das Römervolk aber ihn gleich darauf heimtückisch überfallen hatte, war es das Lager der Baiern, auf das sie zuerst stießen. In demselben befand sich auch, nebst Otto, der junge Heinrich der Löwe von Sachsen. Die Niederlage der Meuterer war vollständig. „So ist denn (sprach der Kaiser zu Heinrich dem Löwen, der, das Haupt voll Blut, aber auch voll der Jünglingsfreude des ersten Sieges, vor ihn trat) erfüllt, was die Römer selber nicht anders gewollt. Wir haben ihnen das Kaiserthum auf Deutsche Weise abgekauft!“

Anfangs Septembers 1155 erreichte der Barbarossa wiederum Verona. Die Stadt war heimlich im Bunde mit Mailand, dem Haupte der nach Unabhängigkeit strebenden Lombarden, welche mit dem heiligen Stuhl eng und fest wider den Kaiser verbündet waren.

Die Veroneser gedachten des Kaisers Heer schon beim Übergang über die Etsch zu vernichten. Es wurde ihm eingewendet, daß, nach altem Vorrechte, kein Fremdlingsheer durch Verona ziehen dürfe, sondern es müsse oberhalb der Stadt über die Etsch gehen.

Er widersprach nicht, sei es aus Rechtsgefühl, oder aus Klugheit. — Die Welschen hatten nun die Brücke vorsätzlich also gebaut, daß sie einstürzen musste. Schwere Flöße und Bal-

WANDGEMÄLDE IN DEN ARKADEN.

ken, durch die Gewalt des Stromes an die Brücke heruntergetragen, sollten diese wie von ungefähr zertrümmern. Aber Friedrich übersetzte den angeschwollenen Strom einige Stunden früher, als die Welschen vermeinten, und die Brücke stürzte erst unter ihnen selber ein, als sie den Deutschen auf den Fersen nacheilten.

Alle Gefahr war aber nicht vorüber. Der Pfad längs der Etsch war beschwerlich und schmal, zwischen schroffen Wänden und zwischen dem Fluß eingengt, und bot dem zahlreichen Heereszuge viel Schwierigkeiten. Plötzlich sahen sich die Deutschen vor der drohenden Berner Klause. Die Felsen traten da so weit hervor, daß beinahe nur Mann für Mann vorbeizugehen vermochte. Die Klause selber war stark besetzt.

Die Spitze des Vortrabs drang zwar in den Pafs ein. Hier fielen jedoch Bäume und Steine in Menge herab, und machten den schmalen Pfad vollends unwegsam. Schadenfroh forderte nun der Feind, der Kaiser solle für seine Befreiung ein schweres Lösegeld zahlen, die Deutschen aber insgesamt Harnische und Pferde abgeben. Der Kaiser weigerte sich, solches zu thun, und blieb guten Muths. Otto ward der Retter aus der Noth.

Er eilte mit 200 leicht bewaffneten Jünglingen auf weiten Umwegen an die hintere Wand eines die Klause überragenden Felsens. Diese Wand zu erklimmen, war die schwierigste Aufgabe. Einer stellte sich auf des Andern Schultern. Es wurden Stufen eingehauen, und das hin und wieder vorkommende Strauchwerk und Moos von den Klimmern benutzt; Alles in größter Stille, während das Heer sich etwas von der Klause zurückgezogen und das Gepäck abgelegt hatte. Plötzlich erscheint hoch auf dem Gipfel der Reichsadler über der Klause, und aus der Tiefe antwortet Freudenruf; von rückwärts dringt Otto in die Klause, wo die Frevler theils getödtet, theils in den Abgrund gestürzt werden. Nur eilf der Edelsten brachte er gefangen dem Barbarossa; der Strang war ihr Lohn.

In der nächsten Nacht wurde Trient erreicht, und über Botzen und Brixen zog das Heer in die Heimat. Der jugendliche Held Otto aber eilte nach Ens Dorf, an die Gruft des vor wenigen Wochen (4. August) verstorbenen Vaters, und zu der trauernden Mutter Helika von Lengenfeld.

Otto's That an der Berner Klause erwarb ihm Heldenruhm. Doch der Lohn dafür ward ihm erst 25 Jahre später, als er mit dem Herzogthum Baiern belehnt wurde.

Bild und gegenüberstehendes Sinnbild der Stärke malte Ernst Förster aus Altenburg.

II.

DES PFALZGRAFEN OTTO VON WITTELSBACH BELEHNUNG MIT DEM HERZOGTHUM BAIERN 1180.

Sieghaft aus Polen zurückgekehrt, hielt Kaiser Friedrich einen großen Hof zu Besançon in Burgund. Dort überbrachte ihm der Cardinal Rohan, an der Spitze der päpstlichen Legaten, ein allzu kühnes Schreiben Hadrians IV.

Der Retter an der Berner Etschklause, Otto von Wittelsbach, gerieth über die Anmaßungen in Hadrians Beglaubigungsschreiben dergestalt in Zorn, daß er das Schwert zog, und von den Fürsten mit Mühe zurückgehalten wurde, dem Cardinal Rohan den Kopf zu spalten. Das Jahr darauf schickte ihm der Barbarossa mit dem Kanzler Reinald nach Italien.

Doch nicht mit dem Schwert allein war Otto groß, auch in den Unterhandlungen mit den

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

Lombarden auf der großen Tagefahrt zu Cremona, oder mit den Gesandten des Griechischen Kaisers Emanuel, oder Wilhelms, des Normannischen Königs von Sicilien. — Er war der Heeresfürst nicht nur der Bairischen, sondern der gesammten Süddeutschen Schaaren. Treu standen seine Brüder zu ihm.

Nachdem er Ferrara und Verona geschreckt, schloß er mit den Mailändern Frieden, dem auch der Herzog von Österreich, Jasomirgot, und der Bischof von Bamberg sich anschloßen.

Aber kaum waren die Deutschen nach Hause, als die Mailänder, von Hadrian verleitet, Lodi von Neuem überfielen, den Schatz auf Trezzo raubten, und dachten Otto zu morden; dafür mußten sie aber am 6. März 1162 mit dem Strick um den Hals am Zelte des Kaisers um Gnade flehen*, und den Fahnenwagen und die 36 Hauptfahnen niederlegen, wobei Otto das Reichsschwert in der Hand hielt. Nun reichte Otto dem Freunde wieder die eiserne Krone, die Friedrich zu tragen verschworen, bis Mailand im Staube liege.

Derselbe Kardinal, den Otto zu Besançon gelehrt, „dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist,“ erhielt in zwiespältiger Wahl als Alexander III. die päpstliche Krone. Friedrich setzte ihm Victor IV., Paschalis III. und Calixt entgegen, und wagte, was den Mächtigsten noch immer mislang, den Vertilgungskampf, zugleich gegen die kirchlichen und gegen die Freiheits-Ansichten seines Jahrhunderts.

Alle Bannflüche vermochten nichts gegen Otto's Glück. Den eigenen Bruder Konrad von Wittelsbach, Erzbischof von Mainz, und noch einen Konrad, den Babenberger, des Kaisers Oheim, Erzbischof zu Salzburg, trieb er aus.

Otto's Muth blieb ungebrochen in jenem fürchterlichen Glückeswechsel, als der Kaiser, zu Rom gekrönt, und Alexandern aus dem befestigten Peters-Dom durch die Flammen vertreibend, sein siegreiches Heer durch die Seuche verzehrt sah.

Als Friedrich und Otto nach Deutschland zurückkehrten, glichen sie viel mehr Flüchtlingen, als Machthabern, und dennoch sprach der verlassene Kaiser noch einmal die Acht über alle Lombardischen Städte, ausgenommen Cremona und Lodi. In dem sechsten Zug über die Alpen, auf welchem Heinrich der Löwe den Kaiser verließ, war Otto wieder das Wunder tapferer Treue. Auch dann, als Barbarossa zu erkalten schien, blieb Otto derselbe.

Heinrich der Löwe, der fast zu derselben Zeit München gegründet, wie Albrecht der Bär Berlin, und wie Heinrich Jasomirgot Wien aus den Trümmern des Römischen Fabiana wieder aufbaute, war sieben Jahre jünger als Otto. Er war, wie sein Vetter Friedrich, ein Meister aller ritterlichen Übungen; aber es kam oft unnöthige Treulosigkeit in die Gewebe seiner List. Der Barbarossa liebte ihn und that Alles für ihn. In Welschland hatte der Löwe mit außerordentlichem Rittermuth gefochten. Schon war seine Macht größer, als die des Kaisers: Sachsen, Baiern, der Nachlaß Kaiser Lothars, das Winzenburgische, ein großer Theil des Bilingischen Erbes und viel an sich gerissenes geistliches Gut, waren sein. Nach hartnäckigem Kampfe bezwang und bekehrte er die Slaven, und gründete ein unabhängiges Reich an der Ostsee. Der Dänische Waldemar mußte die auf dem Kreidfels Arkona's von den heidnischen Rügen eroberten Schätze mit ihm theilen.

Zu Partenkirch, beim Antritt des sechsten Zuges nach Welschland, ließ der Barbarossa sich herab, Heinrichs Knie zu umfassen. Der aber wollte auch jetzo nichts von Kriegshülfe hören, sondern nur für Geldbeiträge große Abtretungen in Deutschland einhandeln.

* Vergl. das Bild von Mücke, Bd. I., S. 186.

WANDGEMÄLDE IN DEN ARKADEN.

1181, auf dem Reichstage zu Erfurt, lag der Löwe ebenso auf den Knien vor dem Barbarossa *, wie dieser in Partenkirch vor ihm. Es war ein großer Augenblick, denn zugleich kam die Todesbotschaft Alexanders III.

Dreimal wurde Heinrich der Löwe geladen wegen bösslicher Verlassung des Kaisers und Reichs, wegen Vergewaltigung an Köln, Münster und Halberstadt; er erschien nie. Der Kaiser trug hierauf vor: die Acht sei über ihn gesprochen, sein Erb- und Lehn- gut verfallen, das Herzogthum Baiern aber dem Reiche eröffnet, und es werde verlichen dem getreuen Otto von Wittelsbach, dem Pfalzgrafen: die Bairische Pfalzgrafschaft aber erhalte fortan sein jüngster Bruder. Otto's feierliche Beilehnung geschah ein Vierteljahr darauf zu Altenburg (10. October 1180).

Baiern war nun „Wittelsbachisch für immer.“ Luitpolds und Arnulfs Geschlecht war wieder eingesetzt, nach mehr als 230 Jahren gewaltsamer Verdrängung.

Nur 3 Jahre freute sich der Herzog Otto der wieder errungenen Herrlichkeit. Er schloß die müden Augen zu Konstanz, als die Arbeit seines Lebens, als die Beruhigung der Lombarden vollendet und der Friede geschlossen war (25. Juni 1183). Er liegt zu Scheyern begraben.

Diesem Geschichtsbilde gegenüber, steht die Treue, ein Weib, die eine Schlange tödtet, die von einem Hunde verfolgt wird. Beides gemalt von dem Professor Zimmermann. An der Decke liest man des Barbarossa Worte: „Ich meine, eures Treumuths zu gedenken!“

III.

VERMÄHLUNG OTTO'S DES ERLAUCHTEN MIT AGNES, PFALZGRÄFIN BEI RHEIN, 1225.

In Erfurt sprach Barbarossa vom Throne herab zu Heinrich dem Löwen, der vor ihm auf den Knien lag: „Unglücklicher! Niemand hat dich gestürzt, als du selbst!“ und ihn erhebend, setzte er leise hinzu: „Aber da du es so weit hast kommen lassen, wie soll ich dich retten vor deinen zahllosen Feinden?“ — Heinrich entwich aber auch der Theilnahme an der Kreuzfahrt, und weilte in England bei dem vielgeprüften Heinrich II., Vater seiner frommen Gemahlin Mathilde.

Der Verlust Jerusalems zog nämlich den alten Kaiser mit der ganzen Christenheit, vorzüglich mit vielen Bairischen Großen und Rittern, ins heilige Land. Nach zahllosen Mühseligkeiten und Gefahren, inmitten der gegründetsten Erwartungen auf die glorreichsten Erfolge, verlor das Deutsche Heer seinen Anführer, den Kaiser Barbarossa, am 10. Juni 1190.

Der heimgekehrte Heinrich der Löwe nahm nun an Bardevyk, das ihn beschimpft hatte, furchtbare Rache. Anhang fehlte ihm nicht. Aber dieses Glück war von keiner Dauer. Gnade und Versöhnung mit dem jungen Kaiser Heinrich VI. wurden nur dadurch erreicht, daß die Hauptstädte Braunschweig und Lauenburg geschleift, oder ihrer Mauern beraubt, und zwei Söhne des Löwen, darunter der Erstgeborne, Heinrich, als Geisel gegeben wurden.

Eben diesem Heinrich hatten in frühesten Jugend freundlichere Sterne geschimmert. Dem Pfalzgrafen Konrad, des Barbarossa jüngerem Bruder, war von allen seinen Kindern nur eine Tochter, Agnes, geblieben, in früher Kindheit eben jenem Heinrich verlobt, jetzo die reichste Erbtöchter am Rheine, an der Donau und Elbe. Doch als der Löwe vom Kaiser abgefallen

* Vergl. Mücke's Bild, Bd. I., S. 186.

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

war, als der Welfen und Gibellinen alter Zwiespalt, blutiger als je, wiederkehrte, rifs auch dieses Band, und Fürsten und Edelherrn bewarben sich um die in Schönheit und Tugend heranblühende Agnes. Unter diesen Bewerbern begünstigte der Wille Heinrichs VI. den König von Frankreich, Philipp August, des Richard Löwenherz Nebenbuhler. Anders dachte Agnes. Unvergessen war ihr Heinrich, der Sohn des Löwen, der Liebling ihrer Kindheit. Ihr graute vor dem gefeierten Könige, der die schöne Ingeburg von Dänemark, und darauf eine Landsmännin, die Andechserin Agnes, des Helden Bertold von Meran Tochter, ohne andern Grund, als seinen herrischen Willen und lüsternen Wankelmuth, verstofsen, und dadurch sich und sein Reich in den großen Bann gebracht hatte.

Der alte Pfalzgraf (nicht ohne Argwohn, und des Kaisers Ingrimme fürchtend) sperrte Agnesen auf den Pfalzgrafenstein, den er unter Bacharach mitten im Rhein erbaut hatte. Irmengard, über den entschlossenen Sinn der Tochter erfreuet, und der Französischen Heirath abgeneigt, berief alsbald durch sichere Boten den jungen Heinrich vom Kaiserhof in ihre einsame Rhein-Burg.

Heinrich eilte an das wohlbekannte Ufer. Ein Kahn trug den unerkannten Pilger leise hinüber, und Heinrich wurde noch denselben Abend der treuen Agnes angetraut.

Wie aber erschrak die Mutter, als mit dem frühesten Morgen des Thürmers Horn die Ankunft des Pfalzgrafen Konrad verkündigte. Irmengards ängstliche Dienstfertigkeit verrieth ihm, daß etwas Besonderes vorgefallen sei. Er fragte schnell darum, und war aufser sich, als er den Verlauf dieses Ereignisses vernahm, und ihn Irmengard in ein Gemach führte, wo die neuen Eheleute traulich Schach spielten.

Hierauf eilte Konrad nach Trifels zum Kaiser, welcher anfangs die junge Ehe durchaus gelöst haben wollte, und nur mühsam sich beruhigen konnte. Fünf Vierteljahre nach der Heirath starb der alte Heinrich der Löwe nach langem Krankenlager (6. August 1195).

Jene Stromburg soll erst von eben jenem romantischen Liebesbunde der Pfalzgrafenstein oder die Pfalz heißen. In Heinrichs und Agnesens engem Brautkämmerlein sollten (so verfügte Konrad) alle künftigen Pfalzgräfinnen den Stammfürsten zur Welt bringen, und die Zeugen der Geburt vor der Thüre harren.

Vierzehn Jahre später wurde Philipp von Hohenstaufen vom Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach erschlagen (22. Juni 1208). Sein Gegenkönig Otto von Braunschweig, des Löwen Sohn und jenes Heinrichs Bruder, war nun unbestrittener Herr.

Am Dreikönigstage 1209 in Augsburg hielt König Otto Gericht über den Mörder und seine vermeintlichen Mitschuldigen, die beiden Andechser, Heinrich, Markgrafen in Istrien, und Egbert, Bischof von Bamberg. Beide flohen. Den geächteten Otto erschlug der Marschall Heinrich von Pappenheim. Der Herzog von Baiern, Ludwig, zerstörte Andechs und das eigene Stammhaus Wittelsbach, aus dessen Steinen Aicha's Mauern erbaut wurden.

Als sechs Jahre später der Hohenstaufische Jüngling Friedrich II. die Oberhand über Otto den Braunschweiger gewann, sprach er die Acht über den Pfalzgrafen Heinrich, und verlieh die Pfalz dem Herzog von Baiern, Ludwig. Der aber wurde (1215) von Heinrich geschlagen und gefangen. Das Land befreite ihn mit schwerem Lösegeld, und selbst als Gefangener weigerte er sich beharrlich, den Titel „Pfalzgraf bei Rhein“ abzulegen. Wieder ein Jahrzehend später gedieh der schöne Titel zu noch schönerer Wirklichkeit.

Heinrichs und Agnesens Erbtöchter Agnes wurde am Pfingstfeste (18. Mai 1225) in Straubing mit Ludwigs neunzehnjährigem Sohne, Otto dem Erlauchten, vermählt. Seit jenem

WANDGEMÄLDE IN DEN ARKADEN.

prunkvollen Friedensfeste des Barbarossa zu Mainz hatte Deutschland nichts Ähnliches mehr gesehen. Otto wurde von seinem herzoglichen Vater wehrhaft gemacht und zu ritterlicher Würde erhoben. Dann wurde das junge Paar eingesegnet vom Salzburger Erzbischof Eberhard, der auf demselben Tage zu Passau Frieden mittelte.

Das Bild ist gemalt von Wilhelm Rückel aus Schleißheim; der Genius des Glücks gegenüber, nach des Professors Clemens Zimmermann Entwurf, von K. Sittman.

„Bayern und Pfalz, Gott erhalts.“ —

Dieser inhaltsschwere Wahlspruch tönt in jeder treuen Baierbrust wieder, in zahlreichen, großen Erinnerungen des Hauses, des Staats und des Ruhmes.

IV.

EINSTURZ DER INNBRÜCKE BEI MÜHLDORF MIT DEN DARÜBER FLIEHENDEN
BÖHMEN 1258.

Die Baiernherzöge, Ludwig der Strenge und sein Bruder Heinrich, waren im Mai 1257 in Aachen bei der Krönung Richards von Cornwall zum Deutschen König, als dem Herzoge Heinrich von Niederbayern die Aufforderung Ottokars, Königs von Böhmen, zukam, Neuburg und Scharding am Inn herauszugeben.

Einige Wochen später eroberte Ottokar mit großer Heeresmacht diese Städte, welche ihm aber kurz nachher von den Baiern wieder genommen wurden.

Auf der hölzernen Innbrücke bei Mühlendorf war das Gedränge so groß, daß sie brach, und an 5000 Böhmen im Wasser den Tod fanden. Die zum Ufer Schwimmenden wurden mit Streitäxten niedergemacht; auch ließ Herzog Ludwig den festen Thurm, worin viele geflüchtet waren, mit Feuer umlegen.

Bei dieser Gelegenheit geschieht Erwähnung, unter vielen großen Herren aus Böhmen und Österreich, des Preußen- und Ungarn-Helden Heinrich von Lichtenstein, der 14 Tage lang die hartnäckigste Gegenwehr in Mühlendorf leistete.

Vier und sechzig Jahre später ward dasselbe Mühlendorf noch berühmter durch einen noch herrlicheren Sieg. Diese und viele andere glorreichen Thaten rechtfertigen das Bairische Sprüchlein und machen es wahr: „Tritt mich nit, ich leid's fein nit!“

Um dieselbe Zeit erlosch das Babenberger Geschlecht. Deutschland kennt kein fruchtbareres Heldenhaus. Es war aus dem Bairischen Nordgau hervorgegangen. In der Leithaschlacht wider den Ungarnkönig Bela fiel (15. Juni 1246), erst 35 Jahre alt, der letzte Babenberger, Friedrich der Streitbare.

Mit Friedrich II. Tode (23. December 1250) brach die schreckliche Zeit des großen Zwischenreichs über Deutschland und über Welschland herein. Baiern war die Wiege des letzten Hohenstaufen, Konradins, welcher im siebenzehnten Lebensjahre auf dem Blutgerüste zu Neapel starb (29. October 1268).

Karl Stürmer aus Berlin hat dieses Bild gemalt. Gegenüber steht das Sinnbild des Krieges von E. Förster.

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

V.

KAISER LUDWIGS DES BAIERN SIEG BEI AMPFING 1322.

Ludwig IV. der Baier, Deutscher Kaiser, Sohn Ludwigs des Strengen, Herzogs von Baiern, war 1286 geboren. Als Heinrich VII. gestorben war, wählten fünf Kurfürsten Ludwig von Baiern zum Römischen König, die übrigen den Herzog Friedrich von Österreich, der Schöne genannt. Da jede Partei die Krönung vollzog, Friedrichs zu Bonn den 25. November und Ludwigs zu Achen den 26. November 1314, so erfolgte ein Krieg, in welchem hoher Adel und Ritterschaft den Habsburger hielt, und die Städte dem Baiern ergeben waren.

Acht Jahre hatten schon die Gräuel der Verwüstung in Deutschland gewährt. Endlich, 1322, kam es zur Entscheidung in einem Treffen bei Ampfing an der Isen, unweit Mühlendorf, in welchem Friedrich Ludwigs Gefangener ward.

Der wichtigste Bundesgenosse Ludwigs in dieser Schlacht war der Burggraf Friedrich von Nürnberg, dem sich König Friedrich ergab; aus seiner Schaar haben als Anführer meist zum Siege geholfen: der seitdem sprichwörtlich * gewordene Ritter Seifried Schweppermann und sein Schwager Konrad Rindsmaul, der eigentlich den König gefangen nahm. Die Bäckerknechte von München haben sich durch ihr muthiges Benehmen Ruhm und Gerechtsame, auch den Reichsadler und Fahne erworben.

Denkwürdig ist die That des Ritters Plichta von Zierotin, welcher vor Beginn der Schlacht allein in den Feind sprengte, und nachdem er das ganze feindliche Lager durchbrochen hatte, ebenso schnell wieder zum König Ludwig zurückeilte, Alles zu Boden schlagend, was ihm in den Weg kam. Eine Wiederholung dieses ritterlichen Spieles gelang ihm noch: das dritte Mal wurde er erschlagen.

Wenn auch der Sieg nicht auf Friedrichs Seite war, so ist doch auf seiner Seite vieler Heldenthaten zu gedenken. Während Ludwig, um nicht erkannt zu werden, einen unscheinbaren blauen Wappenrock trug und ein leichtes Pferd ritt, prangte Friedrich in seines Heeres Mitte auf hohem Rosse in vergoldeter Rüstung, königlich geschmückt, und suchte seinen Gegner vergeblich. Schon war Alles verloren, und immer noch setzte der Schöne Friedrich den Kampf fort, bis sein Ross unter ihm sank: er war zuletzt nur noch von Hector von Trautmannsdorf, Heilwig von Wurmbbrand und Dietrich von Pilichdorf umgeben. — Bei dem Namen Trautmannsdorf ist zu erinnern, daß aus diesem Geschlecht in der Marchfeld-Schlacht, wo der Böhmenkönig Ottokar gegen Kaiser Rudolf Krone und Leben verlor (1278), dreizehn ** gefallen waren, und hier in der Mühlendorfer Schlacht (1322) zwei und zwanzig *** fielen. Zu gleicher Zeit geschieht der Gumpenberge und ihrer Biedertreue Erwähnung.

Der überwältigte Friedrich übergab sein Schwert dem Rindsmaul, welcher sich zum Heere des Burggrafen von Nürnberg bekannte. Dieses Burggrafen Großvater, Friedrich von Zollern,

* Die Worte, die König Ludwig am Abend der Schlacht, als in seinem Zelte nur Brot und Eier aufgetischt werden konnten, beim Herumgehen der Schüssel sprach: „Jedermann ein Ei, nur dem frommen (d. h. tapfern) Schweppermann zwei,“ sind auf Schweppermanns Grabstein zu Castel bei Amberg seit 1337 noch zu lesen.

** Nach anderen Angaben vierzehn.

*** Nach anderen Angaben achtzehn.

WANDGEMÄLDE IN DEN ARKADEN.

war es, der mit Pappenheim vor 50 Jahren dem Rudolf von Habsburg ankündigte, daß er zum Kaiser gewählt worden.

Die Folgen der Ampfinger Schlacht waren Ludwigs allgemeine Anerkennung im Deutschen Reiche, und die Erwerbung der Mark Brandenburg (1323).

Das Schlachtgemälde ist von Karl Hermann aus Dresden; das Sinnbild der Mäfsigung gegenüber, nach F. W. Eberle's Entwurf, von Georg Hiltensperger.

VI.

LUDWIG DES BAIERN KAISERKRÖNUNG ZU ROM 1328.

Dem Papst Johann XXII. war der Zwiespalt der Deutschen Kaiserwahl angenehm gewesen. Er hatte Vorwand, weder Ludwig, noch Friedrich zu bestätigen, und gedachte die Kaiserkrone auf Frankreich zu bringen, wo jetzo der päpstliche Stuhl zu Avignon stand.

Auf Bitte der Lombardischen Gibellinen, welche durch die Welfen sehr bedrängt waren, sandte ihnen Ludwig den Grafen Bertold von Neyfen mit einer Schaar Baiern, welche den päpstlichen Legaten und seine Kriegsvölker aus Mailand verjagten.

Folge dieses Ereignisses war Ludwigs fortwährender Kampf mit Johann XXII., der ihn 1327 zu Avignon bannte und absetzte, gegen den er jedoch sowohl in Italien, als daheim die Würde der Deutschen Krone behauptete, so daß endlich 1338 ein Reichsbeschluss die Unabhängigkeit des Kaiserthums vom Papst aussprach.

Den 13. März 1325 setzte Ludwig den Schönen Friedrich in Freiheit, der, als sein Bruder Leopold die Bedingungen nicht erfüllte, im nächsten Jahre freiwillig zur Haft zurückkehrte, aber von Ludwig als Freund aufgenommen ward, und in inniger Traulichkeit mit ihm lebte: so daß Ludwig, als er den Feldzug gegen die heidnischen Litthauer unternahm (1325), ihn zum Vertreter und Verweser in Haus und Land, wie zum Mitkönig im Reiche, förmlich annahm.

Der Reichstag zu Ulm bestimmte (7. Januar 1326), daß Friedrich allein Deutschland verwalten, Ludwig aber nach Italien ziehen und als Römischer Kaiser gekrönt werden sollte.

Den 31. Mai am Pfingsttage 1327 wurde Ludwig zu Mailand mit der eisernen Krone, und seine Gemahlin Margaretha von Holland mit der goldenen Krone der Lombarden gekrönt. Senat und Volk riefen ihn nach Rom. Castruccio Castracani erwartete ihn in Toscana. Die Visconti hatten ihm Oberitalien gewonnen. Alles schien ihm günstig: aber schon umschlich ihn Verrath. Galeazzo Visconti unterhandelte heimlich mit dem Papste, verweigerte Ludwig die in Trient verheißenen Hülfsgelder, und trachtete, ihn zu vergiften. Ludwig bemächtigte sich dieses Visconti und seiner Familie, und setzte sie zu Monza fest. Die Furcht vor Ludwig wuchs, aber damit auch der Haß gegen die Deutschen. Mailand wurde durch ihn frei erklärt, Pisa bezwungen.

Am 7. Januar 1328 zog Ludwig willkommen in Rom ein, begab sich in feierlichem Aufzuge auf das Capitol, mahnte in einer Lateinischen Rede an die alte Herrlichkeit, und verhiels Herstellung. Am nächsten Sonntage (17. Januar) erhub sich der glänzendste Krönungszug von S. Maria Maggiore nach St. Peter, wo Ludwig mit seiner Gemahlin vom Bischofe von Castellane gesalbt, von Sciarra Colonna gekrönt wurde, und von Pietro Colonna das mit Ölzweigen umwundene Scepter empfing, worauf der Herold ihn zum Römischen Kaiser und Herrn der Welt (*urbis et orbis*) ausrief. Ludwig war damals 46 Jahre alt, und den Römern

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

gefiel seine schlanke wohlgebildete Leibesgestalt, sein lebhaftes Antlitz mit blauen Augen, blonden Haaren, gebogener Nase, rundem Kinn, und stets freundlich lächelndem Munde.

Wenige Tage darnach gebar die Kaiserin einen Sohn, Ludwig den Römer. Am 14. April endlich entsetzte der Kaiser förmlich den Papst Johann, an dessen Statt Nicolaus V. erwählt wurde. So schien Ludwigs Glück auf seinem Gipfel: es hatte seinen Wendepunkt erreicht.

Aufuhr und Meuterei erhuben sich allerwärts gegen ihn. Castruccio selber verließ ihn und starb bald. Nachdem Ludwig Rom verlassen hatte, besetzte er Pisa, und umstellte Florenz vergebens. Zu Trient vernahm er Friedrich des Schönen Tod (13. Januar 1330), so wie die feindlichen Absichten der Brüder des Verstorbenen gegen Baiern. Dies entschied seine Heimkehr.

Kein noch so hartes Opfer konnte den Papst versöhnen. Auch Clemens VI. that ihn 1346 in den Bann, und brachte es dahin, daß fünf Kurfürsten den Böhmischem Königssohn Karl von Luxemburg zum Römischen König wählten. Gleichwohl würde Ludwig, dessen Macht durch die Erwerbungen von Tyrol (1342) und Holland (1345) bedeutend stieg, sich behauptet haben, allein er starb 1347: ein muthiger und gemüthvoller Fürst seiner Zeit, und für Baiern ein rechter Vater des Vaterlandes.

Die Kaiserkrönung hat Hermann Stilke aus Berlin gemalt; das Sinnbild des Überflusses gegenüber ist von Karl Schorn aus Düsseldorf.

VII.

ALBRECHT, HERZOG VON BAIERN, SCHLÄGT BÖHMENS KRONE AUS 1440.

Als Kaiser Siegmund (9. Dezember 1437) starb, waren, durch seine Erbtöchter Elisabeth, dem Albrecht II. von Oesterreich drei Kronen zu Theil geworden: die Römisch-Deutsche und die von Ungarn und Böhmen. Durch Albrechts frühzeitigen Tod (27. October 1439) waren sie aber auch schon wieder verwaiset. Erst vier Monate später (22. Februar 1440) gebar seine Witve den Ladislaw Posthumus.

Die Reiche Ungarn und Böhmen waren durch Kaiser Siegmunds leichtsinnige und gewaltthätige Herrschaft in höchster Verwirrung. Hufens Scheiterhaufen setzte von den Karpathen bis in den Odenwald Alles in Flammen. Nach Verlauf von 19 Jahren, voll der empörendsten Grausamkeiten, bewilligte endlich das Baseler Concilium das Abendmahl unter beiden Gestalten.

König Albrecht hatte Tausende, die nicht seines Glaubensbekenntnisses waren, den Flammen übergeben. Der tödtliche Haß ging über auf seinen noch ungeborenen Sohn.

Albrechts schwangere Witve, Elisabeth, ihren Oesterreichischen Vettern Friedrich und Albrecht IV. wenig Gutes zutrauend, verlobte sich, auf den Rath des tapfern Johann Hunnyadi Corvin, dem 16jährigen Wladislaw, König von Polen, um Ungarn zu vereinigen, zur Rettung des in den letzten Zügen liegenden Konstantinopels und zur Vormauer der gesammten Christenheit. Als Elisabeth aber, nicht, wie sie gedacht, eine Tochter, sondern einen Sohn gebar, empfing dieser, wenige Monden alt, Ungarns Krone. Der König von Polen wurde gleichwol auch zum König von Ungarn ausgerufen, und behauptete sich, während Elisabeth mit ihrem Säuglinge zum Kaiser Friedrich III. nach Wienerisch-Neustadt floh, bis Wladislaw (10. November 1444) in der Schlacht bei Varna wider den Sultan Amurath das Leben verlor.

WANDGEMÄLDE IN DEN ARKADEN.

In Böhmen zeigte sich bei der Königswahl, nach Albrechts Tode, ein lebhafter Zwist zwischen dem hohen und niedern Adel. Das Unrecht an Elisabeths Sohn, Ladislaw Posthumus, fand wenig Beachtung auf der Versammlung zu Melnik (15. Dezember 1439). Kaiser Siegmunds Witwe, jene von ihm und von Albrecht lange verhaftete Barbara von Cilly, erröthete nicht, gleich ihrer Tochter Elisabeth, dem jungen Könige von Polen, Wladislaw, ihre Hand, und damit den Beitritt der utraquistischen Partei und das Böhmenreich, zu bieten. Fast der einzige Kanzler Prokop von Rabenstein führte das Wort für Elisabeth und für ihre Waise.

Endlich zu Prag auf dem Hradschin an St. Wenzels Grabe (im Januar 1440) gönnten die Meisten dem alten Ulrich von Rosenberg das Wort. Vollen Beifall fand seine Richtung der Königswahl auf Albrecht, Herzog von Baiern, wegen des Adels seines Blutes, wegen der Nähe seines Landes, wegen seiner Kenntnis Böhmens und der Böhmisches Sprache.

Zdenko, der Burggraf zu Teinitz, unterrichtete Albrecht durch seinen Hofmeister Franz von Sedlitz von der Zuneigung der Böhmen und deren Antrag.

Albrecht erklärte sich anfangs geneigt, die ihm gebotene Krone Böhmens anzunehmen, obgleich eine der ihm gesetzten Bedingungen, die Aufrechthaltung der Freiheiten des Kelches, anfänglich großes Bedenken bei ihm erregte.

Zu Gesandten ernannten die Böhmen aus den Großen des Reichs die beiden sieghaften Beendiger des Hussitenkrieges, Heinrich Ptarczek von Pirkstein und Meinhard von Neuhaus, Ulrichen von Rosenberg und den nachmaligen König Georg Podiebrad; vom Ritterstand aber und mindern Adel: Hannsen Smirziczky, Hartwig Prussinowski, Bohuslaw Kostka von Postupitz, Wenzeslaw Imrzlik von Sweyssen und Andere. Vorausgehen sollten Jaroslaw, Plichta von Zierotin (ein Enkel dessen, der in der Ampfinger Schlacht umgekommen) und der berühmte Johann von Paczow.

Aber als es zur Entscheidung kam, schlug Albrecht dennoch Böhmens Krone aus. Er erkannte, König Albrecht habe einen Sohn hinterlassen, und dem müsse das väterliche Erbe bleiben. Eine Krone erringen, die einem Andern gehört, sei Verlust, nicht Gewinn, und Raub an Witwen und Waisen sei dem Himmel und den Menschen gleich verhasst.

So geschah es, daß zweimal Baierns Aussichten auf Böhmen vereitelt wurden: 1440 nach dem Tode Albrechts II. wegen der vorherrschenden Utraquisten, und 1526 wegen der mächtig um sich greifenden Reformation.

Beide Male lag der Grund in religiösen, gewissenhaften und edlen Antrieben.

Das Bild ist von Georg Hiltensperger aus Haldenwang im Allgäu.

VIII.

HERZOG LUDWIG DES REICHEN SIEG BEI GIENGEN 1462.

Herzog Ludwig der Reiche, Sohn des Herzogs Heinrich von Landshut und der Margaretha von Österreich (Kaiser Albrechts II. Schwester), hatte einen ebenso geizigen als harten Vater. Dieser hielt ihn und seine Mutter im Thurme zu Burghausen, wo sich auch seine Schätze befanden. Von Erziehung und Ausbildung war wenig oder gar nicht die Rede. Selbst der Unterhalt und die Kleidung waren dürftig, und das einzige Vergnügen Ludwigs war die Gesellschaft seines Vetters und nachmaligen strengen Widersachers, Albrechts des Zollern, Burggrafen

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

in Nürnberg und Markgrafen zu Brandenburg, wegen seiner Stärke und seines Löwenmuths späterhin Achilles genannt.

In Ludwig offenbarte sich von früher Jugend ein hohes Gemüth. Bis zum dreißigsten Jahre widerfuhr ihm solche harte Behandlung von dem Vater; zur Regierung gelangt, sorgte er sogleich nachdrücklich für die Wohlfahrt seines Volkes. Seine Hochzeit mit der Sächsischen Amalie war ein berühmtes Fest. „Der Reiche“ hieß er, wie Heinrich sein Vater und sein Sohn Georg. Gewiss selten, daß dieser Beiname so aushält, wie hier bei drei Fürsten nach einander durch ein volles Jahrhundert.

Er erneute alte Ansprüche aus der Hohenstaufischen Erbschaft auf die damals freie Reichsstadt Donauwörth. Rasch und unerwartet erschien sein Vortrab unter dem Ahaimer und Törringer am frühen Morgen den 20. October 1458 vor der Stadt. Sein Heer zählte 12,000 Mann zu Fuß, 3500 zu Ross. Die Stadt ergab sich ihm friedlich: der Reichsadler ward abgerissen, und statt seiner zierten Bairische Rauten die Thore.

Kaiser Friedrich III. erklärte hierauf den Herzog, als Friedensbrecher und Reichsfeind, in die Acht. Auch sein Jugendgespieler, Vetter Albrecht Achilles, fiel von ihm ab. Doch blieben ihm noch Freunde genug, und zwar die besten, durch jenen Abfall um so inniger verbunden, unter ihnen Pfalzgraf Friedrich, auch der böse Fritz genannt (von welchem, aus der schönen Klara von Detten, die Löwensteine stammen), der König von Böhmen, Georg vom Hause Podiebrad-Cunstadt, und Erzherzog Albrecht, seines Bruders, des Kaisers Friedrich, bitterster Feind.

Die Kurfürsten waren meist einig, den Kaiser abzusetzen, und Ludwig oder Podiebrad an seiner Statt zu wählen: aber ein Schattenkaiser blieb ihnen zuletzt doch lieber, als ein kraftvoller Held. Wenig fehlte, und Donauwörths Unterwerfung an Baiern gab das Zeichen zu einem allgemeinen Reichskriege: 150 Jahre später ward sie das Signal zum 30jährigen Kriege.

Dies Mal vermittelte noch der Papst. Zu Nürnberg erging der sogenannte „blinde Schiedspruch.“ Ohne in Baierns Rechte einzugehen, sprach der Eichstädter Bischof Hans Donauwörth wieder dem Reiche zu. Jetzt aber entspann sich eine ernstliche Fehde, in welcher sich dem Achilles anschloßen: die Bischöfe von Mainz, Metz, Speyer, Eichstädt und Bamberg; die Fürsten von Sachsen, Brandenburg und Baden, die Grafen von Öttingen, Württemberg, Nassau, Leiningen, Henneberg, Wertheim, Pappenheim; ja selbst die Vettern von Veldenz. Am eifrigsten war die Hülfe der Reichsstädte, 32 an der Zahl.

Ludwig durchzog sieghaft das Schwäbische Donauland, und nahm harte Rache an Ulm. Selbst Kirchen und Klöster fanden keine Schonung. Alles wünschte den Frieden. Unter Ulms Mauern hatte Achill eine neue Macht gesammelt. Mit dieser ängstigte er Heidenheim. Die Besatzung rief ihren Herrn um Hülfe aus seinem Lager bei Lauingen. Ludwig rückte herbei, und traf den Achill auf den Höhen vor der Reichsstadt Giengen, beschäftigt, eine starke Wagenburg zu schlagen. Nur kurz ruhte Ludwigs Heer. Bald war das Zeug zum Streite gerüstet. Ludwig, im Vorgefühle des Sieges, rief die Tapfersten um sich, schlug bis 40 Herren von Adel zu Rittern, und schalt sie scherzend „Wagenritter,“ auf die nahe Wagenburg deutend. Ludwigs Vortrab machte, mit 500 Reitern, das Rennfähnlein mit den weißen und blauen Rauten, in der Faust Heinrichs von Gumpenberg. Ihm folgte das Hauptbanner, die Bairischen Rauten und der Pfälzische Löwe, geschirmt von Jöry Törringer, Hans von Ebran, Heinrich Maroldinger und Friedrich Pienzenauer. Wolfgang von Hohenkammer trug die Herzogsfahne vor Ludwig her; die Preysinger, Törringer, Frohnhofen, Frauenberger ritten daneben.

WANDGEMÄLDE IN DEN ARKADEN.

Dringend baten sie ihren Herzog, an einem sichern Orte seiner zu schonen. Er aber hub sich unwillig in den Bügeln, schwang das Schlachtschwert hoch, und schrie überlaut, daß Ritter und Reisige es vernahmen: „Heute bleib ich bei meinem Volk, lebendig oder todt!“ Die Bairischen Ritter sprengten jetzt ungeduldig vorwärts, das Fußvolk stürzte mit Schlachtgesang gegen die Wagenburg; der Wolf von Schaumburg führte die Böhmischn Brüder ins Gefecht.

Der Bairischen Reiter Anstürmen war so stark, daß sehr bald das Banner von Tübingen wankte, in der Hand des jungen Grafen von Württemberg. Seine Reiter rissen aus. Der Reichsvölker Flucht ward allgemein, und nicht viel über 100 konnten erschlagen oder gefangen werden. Von Ludwigs Streitern dagegen wurden gleich anfänglich bei Bestürmung der Wagenburg 132 erschossen und erstochen, darunter drei von Adel, der Hautzenberger, der Riederer und der von Florstädt, ein Österreicher. Alsbald war die Wagenburg an vielen Orten durchbrochen. Vergebens suchte der Achilles sein hin und her wogendes Fußvolk von der Flucht abzuhalten. Er selbst, der so berühmte Ritter, rief endlich voll Ingrimm und Schmerz: „Lieben Söhne, fliehet nach Giengen!“ So geschah es, und die Flüchtigen schlugen eilends die Thore hinter sich zu. Mit Siegeszeichen aller Art kehrte Ludwig heim.

Die Schlacht von Giengen geschah am 19. Juli 1462, an einem schönen, heißen Sommermorgen. Das Schlachtbild ist von Wilhelm Lindenschmidt aus Mainz gemalt; das Sinnbild des Reichthums gegenüber, von Philipp Volz aus Bingen, nach Wilhelm Kaulbachs Zeichnung.

IX.

HERZOG ALBRECHT IV. GRÜNDET DAS RECHT DER ERSTGEBURT IN DER REGENTENFOLGE BAIERNS 1506.

Im Hause Habsburg hatte schon der weise Gründer Rudolf Einheit und Untheilbarkeit dringend empfohlen. Sein eigenwilliger Sohn Albrecht hatte diese Einheit so starr beachtet, daß Johann von Schwaben, sein Neffe, dem er sein Erbland vorenthalten, ihn deshalb erschlug. Welche Kraft entwickelte nicht sein Sohn Friedrich der Schöne, weil seine Brüder, besonders Leopold, ihren Stolz darin setzten, seine treuesten Diener zu sein, und seine mächtigsten Hauptleute! Einer derselben, Albrecht der Lahme, des Hauses zweiter Alnherr, sicherte jenen Grundstein des Wachstums und der Macht, durch eine fast gleichzeitig mit Karls IV. goldner Bulle gegebene Hausordnung. Doch seine Weisheit blieb nicht einmal seinen Söhnen: Leopold, der jüngste, zwang die Brüder zur Theilung; und seine Söhne, Leopold der Stolze, der Schöne Wilhelm, Ernst der Eiserne und Friedrich mit der leeren Tasche, theilten abermals. Um diese Theilungen und um die Vormundschaften geschahen Gewaltstreiche von Vielen, Gräuel aber durch Leopold den Stolzen und Albrecht VI., wie sie in der Geschichte der Welschen Freistaaten nicht ärger vorkommen. Endlich siegte der Zufall. Das ganze zahlreiche Haus starb schnell zusammen, bis auf Kaiser Max und bis auf seinen einzigen Sohn, den Schönen Philipp. In ihre Hand und in die von Philipps Söhnen, fiel zusammen die ganze Macht von Österreich, das Erbe Burgunds, Spaniens und der neuen Welt, sammt den durch die Mohatser Türkenschlacht verwaiseten Kronen Ungarns und Böhmens.

Dagegen Ludwig der Baier, als er die Krone erhielt, war nicht einmal in Oberbaiern alleiniger Herr, und seine weise Haussatzung von Pavia ging auch nicht einen Augenblick in volle

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

Erfüllung! Vergebens verordnete er in demselben Jahre, als Tyrol vom Hause Böhmen-Luxemburg wieder an Baiern heimkehrte (1341), daß Nieder- und Oberbaiern fortan Ein Land heißen und für ewige Dauer ungetheilt bleiben sollten.

Nach seinem Tode fielen bald wieder Ober- und Niederbaiern aus einander. Neue Theilungen zogen neue Verwirrungen, neue Verlegenheiten und Unglück auf Deutschland, bis für Baiern eine feste Erbfolge, auf Untheilbarkeit des Landes gegründet, einen geregelten und Ruhe gewährenden Zustand herbeiführte.

Es war auf dem gemeinen Landtage zu München im Sommer 1506, daß Albrecht wieder, zum ersten Mal seit Kaiser Ludwig, alle Baiern, vom Inn bis zum Lech, und von dem Allgäu bis an und über die Donau, um sich versammelt erblickte. Dort übergab am 8. Juli 1506 Herzog Wolfgang freiwillig und feierlich all seinen Anspruch auf Mitherrschaft in den alten und neuen Landen. Albrecht sollte allein herrschen, das Land Baiern Eines und unzertrennlich sein, das Recht der Erstgeburt fortgehen in der Erbfolge zum Herzogthume von Sohn zu Sohn auf ewige Tage. Die Nachgeborenen sollten nicht Herzöge, sondern nur Grafen von Wittelsbach heißen, und sobald sie großjährig würden, mit vollendetem achtzehnten Jahre 4000 Rheinische Gulden beziehen.

Nur zwei Jahre überlebte der tugendreiche Fürst sein heilsames Werk. Er hat 43 Jahre, inmitten schwerer Zeiten und harter Drangsale, über Baiern geherrscht, und ist am 18. März 1508, 63 Jahre alt, gestorben.

Der merkwürdige Gegenstand ist dargestellt von Philipp Schilgen aus Osnabrück; gegenüber das Sinnbild der Weisheit, nach W. Kaulbachs Zeichnung, von Ph. Volz aus Bingen. Der Spruch oben an der Decke ist Albrechts des Weisen Sprichwort: „Gottes Wille geleitet zu Rath und That.“

X.

DER KÖLNISCHEN BURG GODESBERG ERSTÜRMUNG DURCH DIE BAIERN 1583.

Kaum ging der große Reichstag von Augsburg zu Ende (1582), als das durch die Reformation ohnehin entzweite Deutschland von Neuem aufgeregt wurde.

Vor fünf Jahren war der Prälat Gebhard Truchseß von Waldburg, trotz heftigen Widerspruchs, zur Würde eines Kurfürsten und Erzbischofs von Köln und Reichs-Erzkanzlers gelangt. Er zeichnete sich durch schöne Gestalt, Kühnheit und manche ritterliche Tugend aus, nicht ebenso durch Reinheit der Sitten. Kaum war er im Besitze seiner einflußreichen Würde, als ein anmuthvolles Chorfräulein der Abtei Girresheim, Agnes Gräfin von Mansfeld, sein ganzes Tichten und Trachten in Anspruch nahm. Auf der Reise zu ihren Anverwandten in das Eichsfeld, kam Agnes zum ersten Mal in seine Nähe, mit ihrer Schwester Maria und deren Gemahl Peter Ernst Baron von Kreichingen. Gunst des Zufalles, List, Gewalt, Bitte und Drohung, thaten wechselsweise das Ihrige, Agnes zu bethören. Die Verführung blieb kein Geheimnis, und wüthend drangen ihre Brüder darauf, die Schmach im Blute der Schwester und Gebhards zu rächen, wenn er nicht die protestantische Lehre annähme, und die Schande der Schwester durch schleunige Ehe tilgte: — und der zweite Kirchenfürst des Reichs bekannte sich am 19. Dezember 1582 zur reformirten Lehre, und ließ sich anderthalb Monate darauf mit Agnes Gräfin von Mansfeld öffentlich trauen. Vergeblich waren des Papstes

WANDGEMÄLDE IN DEN ARKADEN.

Ermahnungen, die ersten Gegenvorstellungen Kaiser Rudolfs II., die misbilligenden Rundschreiben der katholischen Kurfürsten und die Drohungen des Spanischen Hofes. Gebhard getröstete sich mit dem Beispiele vermählter Bischöfe im nördlichen Deutschland. Indess musste er daheim auf seine Sicherheit bedacht sein. Er warb Truppen in Westfalen und suchte überall Hilfe, welche ihm auch von mehreren protestantischen Fürsten zugesagt wurde; er befestigte Bonn, und besetzte mit Überläufern und Abenteurern die für unüberwindlich gehaltene Burg Godesberg.

Das Domkapitel und der Landtag erklärten, der abtrünnige und eidbrüchige Kurfürst habe aufgehört, ihr Herr zu sein. Gregor XIII. sprach den Bann über ihn aus.

Kaiser Rudolf wendete nun seine Augen auf Ernst, zweiten Sohn des Herzogs Wilhelm V. von Baiern. Ernst war schon Bischof von Freising, Lüttich und Hildesheim, und wurde jetzt auch noch (23. Mai 1583) an Gebhards Stelle zum Erzbischof und Kurfürsten von Köln gewählt. Der Kaiser, wie er die nahe Spanische Macht von Einschreitung in die rein Deutsche Angelegenheit abhielt, verbot auch allen protestantischen Fürsten, Gebharden Beistand zu leisten. Die evangelischen Fürsten, und selbst der Pfalzgraf Johann Casimir, zogen sich um so eher von ihm zurück, als die Lehren Calvins, zu welchen Gebhard sich bekannte, ihnen fast verhasster waren, als der Katholicismus. So blieb ihm nur noch ein zusammengelaufener Haufe von Braunschweigern, Holländern und Söldnern aus allen Ländern.

Zwar war Herzog Wilhelms Staatswirthschaft sehr zerrüttet, dennoch brachte er leicht 4000 bis 5000 Mann zusammen, damit die Wahl seines Sohnes auf den Sitz von Köln zu verfechten.

Sein älterer Sohn Ferdinand (aus dessen Ehe mit der Rentschreiberstochter Maria Pettenbekin die Freiherren von Wartenberg stammen) führte sie an, und verstärkte sein tapferes Häuflein durch die Vereinigung mit den treu gebliebenen Kölner Truppen und mit einigen Haufen Spanier und katholischer Reichsvölker. Er umlagerte den Godesberg. Seine Aufforderung wurde von den Belagerten mit Hohn und Spott beantwortet. Das mit unsäglicher Mühe auf einen nahen Hügel gebrachte Geschütz hatte wenig oder gar keine Wirkung. Es gelang aber der unermüdeten Beharrlichkeit, einen Theil des Schlosses zu untergraben. Am hellen Mittag erfolgte der Ausbruch. Ein Theil der Mauern lag im Schutte, der größte Thurm fiel. Noch in der Bresche wehrte sich die Besatzung, wurde jedoch überwunden, und musste über die Klinge springen (29. Dezember 1583).

Nach der Erstürmung des Godesberges wurde Bonns Belagerung um so strenger betrieben, Heinrichs von Braunschweig Entsatz bei Siegburg geschlagen. Die Landsknechte öffneten Bonn, und lieferten ihre Häupter, Karl Truchsefs von Waldburg, Christoph Beuye und Balthasar Cochmeer, den Baiern aus (29. Januar 1584). Noch ein Mal, beim Flecken Burg, thaten Gebhards Söldner verzweifelten Widerstand.

An vielen Wunden verblutend, wurde Heinrich von Braunschweig gefangen und vor Ferdinand gebracht. Der Krieg war aus und nirgend mehr ein Feind. Gebhard floh zum Prinzen von Oranien nach dem Haag. Vergeblich ging Agnes nach England, der Königin Elisabeth mächtigen Beistand zu erfliehen. Siebenzehn Jahre überlebte Gebhard seinen Fall, und starb in Armut 1601 zu Straßburg, wo er früher Domdechant war.

Seitdem blieb die Kur Köln beinahe durch zwei Jahrhunderte ununterbrochen bei Baiern, und von 1623 bis 1777 hatte das Haus Wittelsbach, wie nie ein anderes, drei Kuren des Deutschen Reiches, Pfalz, Baiern und Köln.

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

Gottlieb Gafen aus Koblenz hat die Erstürmung des Godesberges gemalt; das Sinnbild der Schutzwehr aber, ein kriegerisches Weib, die eine bischöfliche Inful mit ihrem Schilde beschützt, K. Schorn. Der Spruch an der Decke lautet: „Wenn Gott mit uns, wer ist dann wider uns?“

XI.

MAXIMILIANS I. HERZOGS VON BAIERN ERHEBUNG ZUM KURFÜRSTEN 1623.

Die Prager Schlacht am weißen Berge war durch Maximilian und durch Tilly gewonnen. Pfalzgraf Friedrich, Maximilians Vetter, genannt der Winterkönig, war durch ihn vom Throne gestürzt (3. bis 9. November 1620), vom Kaiser geächtet, die protestantische Union aufgelöst (22. Januar und 12. April 1621). Der gefährliche Mamsfeld war von Pilsen hinweg, in die durch Spinola's Wallonen und Spanier besetzte Rheinpfalz gezogen, und bei Wisloch (17. April 1622) über einen Tillyschen Heerhaufen Sieger geblieben. Dagegen waren Georg Friedrich von Baden-Durlach und Christian von Braunschweig bei Wimpfen und bei Höchst durch Tilly geschlagen (6. und 27. Mai 1622). Die Oberpfalz kam in Maximilians Hand. Das katholische Bekenntnis ward wieder eingeführt. Der Kaiser Ferdinand, jetzo von allen Seiten sicher, trat mit seinen Entwürfen ohne weitere Rücksichten hervor. Friedrichs Aussöhnung wurde, ungeachtet der Unterhandlungen seines Schwiegervaters, König Jakobs von England, an unmögliche Bedingungen geknüpft. Die Unterdrückung der Widersacher war nun das offenbare Ziel.

Doch wagte Ferdinand nicht, einen Reichstag zu berufen. Nur einen Kurfürstentag versammelte er zu Regensburg; von Fürsten nur die, deren Ergebenheit bewährt war. Um zu zeigen, er sei nicht unversöhnlich gegen die sich unbedingt Unterwerfenden, sah man jetzt an derselben Tafel den Sieger von Prag, Maximilian, und den Oberfeldhern des Winterkönigs, den Fürsten von Anhalt.

Der Kaiser forderte, daß Friedrich, als offener Reichsfeind und Landfriedensbrecher, entsetzt werde, und seine Kur mit den Pfälzen auf den hochverdienten Maximilian übergehe.

Die Kurfürsten von Trier, Sachsen und Brandenburg waren ausgeblieben. Man fand Friedrichs und seiner schuldlosen Kinder Verstofsung, ohne ihn einmal zu hören, gegen das vom Kaiser beschworene Reichsgrundgesetz. Man erinnerte, daß Böhmen, dessen Sache überhaupt mehr das Österreichische Haus, denn das Reich angehe, kein bloßes Erbreich sei; daß Ferdinand sich selber als erwählter König bekannt und benannt habe: Friedrich habe gegen ihn nicht mehr verbrochen, als einst Matthias gegen Rudolf, und als Ferdinand selber gegen Matthias versuchte; die Weigerung der Böhmen, ihn (Ferdinand) als Matthias Nachfolger (überdies gegen die Erbfolge vor älteren Brüdern) anzuerkennen, sei in Ferdinands Verfolgung der Protestanten in Innerösterreich durch Feuer und Schwert, die namentlich auch den Grafen Thurn und Andere aus Krain vertrieb, wohl begründet. Endlich beschuldigte man hieran vornämlich die Bairischen Jesuiten, durch welche auch Ferdinand selber mit seinem Schulfreund und nachmaligen Schwager Maximilian zu Ingolstadt unterrichtet worden. Demnach empfahl man dem Kaiser Großmuth und Versöhnung, als das Heilsamste, vornämlich auch zur Beseitigung aller fremden Einnischung. Selbst die Spanische Infantin, Statthalterin der Niederlande, war gegen des Pfalzgrafen Absetzung.

WANDGEMÄLDE IN DEN ARKADEN.

So vielen und so ernsten Widerspruch hatte Ferdinand nicht erwartet. Dieser und die alten heiligen Verträge zwischen beiden Zweigen von Scheyern-Wittelsbach, dem Bairischen und dem Pfälzischen, beunruhigten ihn. Gleichwohl ging die Übertragung der Kurwürde und die Beilehnung damit festlich und feierlich vor sich (25. Februar 1623), aber trotz der großen Opfer Maximilians, doch nur „auf seine Lebenszeit, damit die Nächsten an der Erbfolge hinlänglich Raum hätten, ihr Recht zu verwahren.“ Der Salzburger Erzbischof Paris Lodron, die Bischöfe von Bamberg und Würzburg, die Herzöge von Pommern und Wolfenbüttel, die Lutherischen, aber Ferdinand ganz ergebenen Darmstädter Fürsten, die Hohenzollern, Pappenheim, Fürstenberg, erhöhten durch den Glanz ihrer uralten Namen das düstere, in vieler Hinsicht ahnungsvolle Gepränge. Der Retter Maximilian schwur zu Ferdinands Füßen den Eid, küste seine Hand und das Schwert, und trug bei der Tafel als Truchseß die erste Schüssel auf.

Über ein halbes Jahrhundert hat Maximilian regiert, und nur etliche Monate weniger als 80 Jahre gelebt. Er und sein Bruder, der Kölnische Kurfürst Ferdinand, waren die einzigen Fürsten, welche den unheilvollen 30jährigen Krieg ganz durchlebten und überlebten.

Das Bild ist von Adam Eberle aus Düsseldorf gemalt; gegenüber das Sinnbild der Religion von K. Stürmer.

XII.

KURFÜRST MAXIMILIAN EMANUEL ERSTÜRMT BELGRAD 1688.

Maximilians Ehe mit Elisabeth von Lothringen war kinderlos geblieben. Als sie starb, zählte der Fürst bereits 62 Jahre.

Aus der zweiten Ehe mit Marianen, Tochter seiner eigenen Schwester und Ferdinands II., wurde ihm (31. October 1636) der Thronfolger Ferdinand Maria geboren. Maximilian führte ihn früh in die Geschäfte ein, und erklärte den erst 14jährigen Prinzen als Mitregenten, verließ ihn aber schon anderthalb Jahre darauf (27. September 1651). Das vollendete achtzehnte Jahr begehrt die goldene Bulle von den Kurfürsten. Bis dahin dauerte die Vormundschaft des Oheims Herzog Albrecht.

Unter den ersten Deutschen Kriegern, welche im Morgenland unter Barbarossa, Richard Löwenherz, Philipp August, Friedrich II. und dem Heiligen Ludwig um die Wiedereroberung des Heiligen Grabes fochten, nennen die Zeitbücher die Welfen, die Babenberger, die Traungauer und Andechser, die Playn, Rebgau, Ortenburg, Vohburg, Walsersburg, Bogen, Abensberg, Kyburger bei Dillingen, Velburg, Cham, Ahaim, Rechberg-Lengenbach, Pappenheim-Calatin, Hals, Dornberg und viele Andere. Diese Adelstämme gehören meist Baiern an.

Längst war die heilige Stadt wieder in Sultan Saladins Hand, als 1241 von den Ufern der Selinga bis vor Wien und Neustadt die Mongolen drangen. Der Babenberger Friedrich der Streitbare hielt sie auf, Jaroslaw von Sternberg schlug sie vor Ollmütz, und Herzog Heinrich von Schlesien fiel siegreich gegen sie auf der noch darnach benannten Wahlstadt. Die Gefahr zog dies Mal schnell vorüber.

Auch in den Kämpfen wider die Türken zeichneten sich von jeher die Baiern aus. Kaum endete der 20jährige Waffenstillstand, welchen Montecuculi's Sieg über den Vessir Kiuprili bei St. Gotthard (1. August 1664) mit einer auserlesenen Hilfsschaar Ferdinand Maria's erzwungen hatte, als der Krieg von Neuem ausbrach.

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

Mit einem Heere, wie seit dem großen Soliman keins mehr ins Feld gerückt war, erschien der Großvessir Kara Mustapha im Juli 1683 vor Wien. Das Österreichische Heer erlitt bei Haimburg eine Niederlage durch die Türkische Reiterei. Mit Mühe sammelte der brave Oberfeldherr Herzog Karl von Lothringen die dünnen Haufen, und führte sie durch Wien auf das linke Donauufer. Wenig fehlte, und die ganze kaiserliche Familie ward von den Türkischen Reitern gefangen. Wien war auf eine Belagerung unvorbereitet, die Türkische Macht ungeheuer. Nur der abenteuerliche Gedanke Kara Mustapha's, Wien zur Hauptstadt des neuen Osmanischen Westreiches zu erheben, rettete es vor Plünderung und Zerstörung.

Da stellte der 19jährige Kurfürst Max Emanuel, Ferdinand Maria's Nachfolger, dem Kaiser Leopold, der ihn auf einer Wallfahrt nach Alten-Ötting durch ein köstliches Schwert zum Ritter gegen die Feinde der Heiligen Jungfrau und des Hauses Österreich geweiht hatte, alsbald eine Hilfsschaar von 10,000 Baiern ins Lager bei Schwabing. Mit Ende Juli standen 12,600 Mann in Vilshofen zur Einschiffung bereit.

Fränkische und Schwäbische Kreistruppen hatten sich angeschlossen. So fuhren Alle freudig die Donau hinab. In Krems fand Max den Kurfürsten von Sachsen mit den übrigen Franken. Sein Oheim, der Herzog von Lothringen, ritt ihm hieher entgegen und führte ihn nach Tulu, zum Könige von Polen, Johann Sobieski. Ein Zettel des Befehlshabers Grafen Starhemberg unterrichtete den Kaiser Leopold, daß Wien ohne die schleunigste Hilfe verloren sei.

In der Leopoldskapelle auf dem Leopoldsberge hielten sie am Morgen vor der Schlacht ihre Andacht, und weihten sich zu Streichern Christi. Johannes Sobieski schlug seinen Sohn feierlich zum Ritter. In seinem Heere befanden sich Jablonowski, Leszczyński, Sapieha, Potocki, Zamoyski, Radziwill, Lubomirski, deren Thaten die Geschichte neben denen des glorreichen Polnischen Königs am meisten hervorhebt.

In drei Treffen fochten die Baiern mit rühmlichster Tapferkeit. Die Türken wurden zum Rückzuge gezwungen. Gegen 168,000 Türken hatten gestritten: 27,000 Österreicher, 26,600 Polen, 12,600 Baiern, 11,400 Sachsen, 8,400 Schwäbische und Fränkische Kreistruppen, zusammen 86,000 Mann.

Kaiser Leopold gab aus Dankbarkeit dem Max seine Lieblingstochter, die Erzherzogin Antonie, zur Gattin. Ihre Hand verhiess ihm den nahen Besitz der Niederlande mit der Aussicht auf dereinstige Nachfolge in den Spanischen Reichen (15. Juli 1685).

Schon in dem glorreichen Feldzuge von 1687 in Ungarn hatte Max Emanuel den Titel eines Generalissimus geführt: nicht ohne Eifersucht zwischen ihm und dem Herzog von Lothringen. Diese Eifersucht gebar die schnelle Eroberung Belgrads.

Belgrad, einst schon Römische Hafen- und Lagerstadt, dann die Vormauer des Ungarischen und auf kurze Zeit des Griechischen Reiches (daher Griechisch-Weissenburg verdeutschet), ist berühmt durch den Namen und durch das Blut so vieler Helden, Brankowich, Orszag, Capistran, Hunniady, Kinisy, Bathori.

Im Sturmé von Ofen zerrissen die Kugeln Max Emanuels Rock, bei Mohats seinen Hut und Federbusch, im Belgrader Sturm ward er selber zwiefach verwundet.

Am 26. August 1688 begann die Beschießung Belgrads. Keine Nacht wich der Kurfürst aus den Laufgräben; ihm standen würdig zur Seite der Herzog von Mantua, die Prinzen von Neuburg, August Leopold von Veldenz, Ludwig von Baden, der nachmals so berühmte Guido Starhemberg u. A.

Bei dem Ersteigen einer zwiefachen Bresche, wo die Übermacht der Türken zu groß war,

WANDGEMÄLDE IN DEN ARKADEN.

fielen der Bairische General Steinau und die Grafen Schärffenberg, Auersberg und Fürstenberg. Da drang Max Emanuel selbst auf die Höhe, und ermunterte die Weichenden. „Der blaue König, der blaue König!“ brüllten die Türken. — Es traf ihn ein Pfeil unter dem Auge und eine Lanze in die Schulter. Dicht an dem Kurfürsten erhielt Ignaz von Hornmayr, sein Oberst-Kriegskommissar, fünf Lanzenstiche. Das Gemetzel war wild. Die Bresche wurde erstürmt.

Aber nun erst gewahrte man hinter der Bresche noch einen andern tiefen Graben mit einer ringsum inkamisirten Mauer, rechts ein wohl pallisadirtes Retranchement, links eine die Mauer bestreichende Traverslinie. Niemand wollte weiter. Max Emanuel aber rief, indem sein Blick auf das Alt-Starhembergische und auf das Bairische Leibregiment fiel: „Brüder, wer folgt mir? — Baiern, mir nach!“ und sprang in den Graben.

In einem Augenblick waren 5 Regimenter im zweiten Graben, und erklimmen die Mauer mit einer an Raserei grenzenden Tapferkeit.

Von den 16,000 Türken waren etwa noch 1800 in der Stadt übrig, und 2500 im Schlosse. So groß war das Blutbad.

30 Millionen hatte dieser letzte Kreuzzug gekostet; 32,000 Baiern waren gefallen.

Dies zwölfte Bild ist von Karl Stürmer; gegenüber das Sinnbild des Friedens von F. W. Eberle.

XIII.

BAIERN ERSTÜRMTEN ZUVORDERST DIE TÜRKISCHE VERSCHANZUNG VOR BELGRAD
1717.

Nicht volle dreißig Jahre verflossen, und die Baiern standen wieder vor Belgrad (1688 bis 1717).

Diese drei Jahrzehende waren aber so wichtig an Begebenheiten, daß ein jedes derselben für ein volles Jahrhundert gelten dürfte.

Im Beginne derselben war Baiern auf dem Gipfel seines Ruhmes und seiner Hoffnungen; in ihrer Mitte unter fremder Herrschaft; am Ende, ungeachtet seiner Erschöpfung, dennoch im Begriff, sich stärker wieder emporzuheben!

Kaum anderthalb Jahrzehende achteten die Türken des Karlowitzer Friedens (25. Januar 1699). Die verzweifelte Lage Peters des Großen am Pruth 1711 belebte ihren verlorenen Muth wieder. Bald darauf nahmen sie, ohne allen Anlaß, den Venetianern den Peloponnes (1715). Wie Eugens frühe Jugend, sollten auch sein Alter glorwürdige Siege über den Erbfeind der Christenheit verherrlichen. Auch diesmal errangen die Baiern sich Lorbeern. Das Leibregiment, die Regimenter Kurprinz und Lerchenfeld, Fußvolk, die Grenadiere zu Pferde, das Dragonerregiment Herzog Ferdinand, und einen ansehnlichen Zug Geschützes führte General Mercy nach Wien, vor Karl VI. und dem gesammten Kaiserhofe vorüber. In Ungarn übernahm F. M. L. Maffei den Oberbefehl.

Die Grenadiere zu Pferde und die Dragoner fochten hier schon die Schlacht von Peterwardein mit (5. August 1716), wo der Großvessir mit den Paschen und Bey's erschlagen wurde. Im folgenden Feldzuge sollten die Bairischen Prinzen unter Eugen ihre Sporen verdienen. Die Truppen wurden in Vilshofen eingeschifft. Der Kurprinz Karl Albrecht und sein Bruder Ferdinand waren ihnen anfangs Mai vorausgeeil. Am 21. Mai 1717 trafen sie mit 50 Schiffen

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

in Wien ein. Diese Prinzen, vor wenig Jahren als „Grafen von Wittelsbach“ zu Klagenfurt und Grätz in enger Gefangenschaft, wurden jetzt am kaiserlichen Hofe mit Auszeichnung empfangen, und dem Kurprinzen Josephs I. jüngere Tochter, Erzherzogin Amalie, zugesagt.

Die Prinzen setzten ihre Reise zu Walsert fort, und kamen noch vor den Bairischen Truppen vor Belgrad an, das Johann Palfy am 18. Juli berannte.

Eugen war zwischen der von mehr als 30,000 Türken besetzten Festung und dem Heere des Grofsvessirs von 160,000 Mann so gut wie eingeschlossen. Der Grofsvessir zog förmliche Linien um das Lager des kaiserlichen und des Reichsheeres, und begann es zu beschiefsen. Die Besatzung suchte es durch Tag und Nacht fortgesetzte Ausfälle zu ermüden. Eugen hatte nicht volle 72,000 Mann. Eine böse Lagerseuche verminderte diese Anzahl stündlich. In Wien, in Venedig zitterte man vor dem Ausgange des gewagten Unternehmens. Aber der Sieger von Zentha, von Blenheim, Malplaquet und Turin, er allein war des heitersten Muthes.

Am 11. August verjagten die Baiern die in den Mösern an der Donau befindlichen Türken Schwärme, eroberten ihre Kanonen, schossen mehrere Tschaiken in den Grund, und nahmen eine Fregatte. Am 16. August 1717 kam es zur Entscheidungsschlacht. Sie war lange zweifelhaft und sehr blutig. Die Türken thaten hartnäckigen Widerstand. Die Baiern erwarben sich den meisten Ruhm an diesem Tage. Sie erstiegen die Türkische Hauptschanze, fingen einen Pascha und mehrere Aga's, nebst 1200 Türken, gewannen einen Rofschweif, 4 Standarten und 27 Kanonen.

Die beiden Prinzen hatten bei diesem Sturme grofse Unerschrockenheit bewiesen; 14 Offiziere, darunter der Obrist Marchese Caretto und Obristlieutenant Traisigny, und 439 Mann waren todt oder verwundet, über 800 Baiern lagen am Tage des Sieges in den Siechhäusern.

Die Flucht gegen Nissa war so verwirrt, dafs mehrere Türkische Haufen auf einander feuerten; 15,000 Türken deckten das Schlachtfeld. Das ganze Lager, 300 Kanonen und die Tschaiken-Flotte, Belgrad, Semendria, Orsova, Mehadia, Sabacz, ganz Servien, war des Sieges Beute. Die Türken baten um Frieden, und erhielten ihn zu Passarowitz (21. Juli 1718) gegen die Abtretung des Temeswarer-Bannats, Serviens mit Belgrad, eines Theils von Bosnien und eines Theils der Wallachei bis zur Aluta.

Das Bild ist von Dietrich Monten aus Düsseldorf.

XIV.

MAXIMILIAN JOSEPH III. STIFTET DIE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN 1759.

Georg von Lori und Dominik von Linbrunn, beide Bergräthe, der Hofkapellan Wagenegger, der Commerzienrath von Stubenrauch, und Stigler, Professor der Mathematik im Kadetten-Corps, traten am 12. October 1758 zusammen, und bildeten einen Verein zur Beförderung der Kunst und der Wissenschaft.

Wöchentlich ein Mal wollte man sich versammeln, das Merkwürdige in den Druck legen, übrigens das strengste Stillschweigen halten, bis der Verein, höheren Schutzes gewiss, dastehe als kurfürstliche Akademie der Wissenschaften.

Bald wurden noch andere Mitglieder dem neuen Werke gewonnen, worunter der Kammerpräsident Graf Törring, der Kanzler Baron Kreitmayer und der Bergwerkspräsident Graf Heimgausen.

WANDGEMÄLDE IN DEN ARKADEN.

Die beiden letzten legten dem Kurfürsten Maximilian die Stiftungsurkunde der Akademie und ihre Gesetze vor.

Er unterschrieb beides an seinem 32sten Geburtstage, am 28. März 1759.

Gemalt von Philipp Volz aus Bingen.

XV.

SCHLACHT BEI ARCIS SUR AUBE 1814.

Schon am 28. October 1813 musste Napoleon bei Hanau den Übergang über den Rhein gegen die Baiern erzwingen. Am Neujahrstage 1814 überschritten die Verbündeten den Rhein.

Auf die Schlachten von Brienne, Bar sur Aube und Laon, fiel Lyon (20. März), und am folgenden Tage fand die Schlacht bei Arcis statt, welche Napoleons Untergang und die Herstellung und den Frieden Deutschlands und der Welt zur Folge hatte. Die Baiern fochten unter Fürst Wrede. Unter denen, welche rühmlich Theil an dieser Schlacht und überhaupt am ganzen Befreiungsfeldzuge genommen, findet man, nebst vielen anderen Namen, den des Prinzen Karl von Baiern, Bruder des Königs; die Namen Pappenheim, Löwenstein, Rechberg, Raglowich, Zweibrücken, Ströhl, Hertling, welche alle auf dem Bilde zu sehen sind.

Baierns Truppenzahl belief sich in dem Feldzuge von 1813 bis 1814 auf 30,000.

Gemalt von D. Monten.

XVI.

KÖNIG MAXIMILIAN JOSEPH I. GIEBT SEINEM VOLKE DIE VERFASSUNGSURKUNDE 1818.

Diese Feierlichkeit hat am 27. Mai 1818 statt gefunden, und es sind auf dem Gemälde viele Personen abgebildet, welche zugegen waren.

Gemalt von Monten.

Vorstehende geschichtliche Beleuchtung dieser sechzehn Bilder ist meist aus dem umständlichen Geschichtswerke „Die geschichtlichen Fresken in den Arkaden des Hofgartens zu München. Von Joseph Freiherrn von Hormayr“ (München 1830) zusammengestellt.

Die unter den Arkaden des Hofgartens in München befindlichen landschaftlichen Frescogemälde von Karl Rottmann aus Handschuhheim bei Heidelberg, stellen dar:

- 1) Trient.
- 2) Die Veroneser Klause *.

* Der Verfasser hat bei seinem letzten Ausfluge nach Italien im März 1837 diesen Engpafs gesehen. Die ruhmvolle That Otto's, welche das erste der geschichtlichen Gemälde dieser Arkaden darstellt, hat sich hier seiner Einbildungskraft unter den glänzendsten Farben vergegenwärtigt. Der Ort scheint ganz eigens zur Bühne solcher Heldenthaten geschaffen.

MÜNCHEN. — EINLEITUNG.

- 3) Florenz.
- 4) Perugia.
- 5) Aqua Acetosa.
- 6) Rom.
- 7) Ruinen Roms.
- 8) Campagna di Roma.
- 9) Monte Cavo.
- 10) Lago di Nemi.
- 11) Tivoli.
- 12) Monte Serone.
- 13) Terracina.
- 14) Lago d'Averno.
- 15) Golf von Baja.
- 16) Insel Ischia.
- 17) Palermo.
- 18) Selinunt.
- 19) Girgenti.
- 20) Tempel der Juno Lucina in Girgenti.
- 21) Ätna.
- 22) Theater von Taormina.
- 23) Die Cyclopfelsen.
- 24) Syrakus.
- 25) Messina.
- 26) Reggio.
- 27) Seylla.
- 28) Cefalu.

Die Frescogemälde in den Arkaden des Hofgartens sind die ersten Versuche dieser Art, welche der König zu München hat anstellen lassen. Diese Gemälde lassen in Hinsicht der Ausführung noch viel zu wünschen übrig: aber sie erreichen den doppelten Vortheil, das Volk mit der Vaterlandsgeschichte anschaulich vertraut zu machen, und zugleich die ersten Schritte der neueren Kunst zu einer Berühmtheit zu zeigen, welche ich so groß und glänzend erachte.

Meine Leser werden im folgenden ersten Kapitel und weiterhin das Nähere über alle diese Gemälde und ihre Urheber finden.